Ausgabe Nr. 62 (4/2015) Kislev 5776

Marina Weisband
Jüdische Piratin

80

FESTIVALS PRO JAHR

€250 Millionen

werden jährlich
von der Stadt Wien
in Kultur investiert

Jeder in Kultur
investierte Euro
kommt **dreifach** zurück

50% aller internationalen Medienberichte über Wien haben Kultur zum Thema

KULTURSTADT IN ZAHLEN WIEN

Bezahlte Anzeige | pinkhouse.at

Wien.
Die Stadt fürs Leben.

Weltoffenheit, Lebensgefühl und unverwechselbares Flair. Kultur zahlt sich aus – und Wien hat viel von ihr zu bieten! Das Angebot ist ebenso reichhaltig wie vielfältig und wird auch ausgiebig genutzt: Allabendlich erfreuen sich zehntausende WienerInnen – und zahlreiche TouristInnen – an Open-Air-Festivals, Musik, Film oder Theater. Denn Kultur gehört zum Wiener Lifestyle und ist für alle da!

www.wien.at/kultur-freizeit

StaDt Wien
Wien ist anders.

Der Sturm verweht die Wörter

© PETER RIGAUD

Knapp vor Redaktionsschluss erreichen uns die Meldungen über die bestialischen Attentate von Paris. Wieder, wie nach dem Anschlag auf *Charlie Hebdo*, wie nach den vielen anderen grauenhaften Morden an unschuldigen Menschen überall in der Welt, leiden wir mit und fühlen uns hilflos. Auch das zweite, zuletzt alles beherrschende Thema, jenes der hunderttausenden Flüchtlinge, löst Ratlosigkeit aus. In den sozialen Netzen, in Medienkommentaren oder in Gesprächen mit Freunden gehen die Emotionen hoch, wird Schuld zugewiesen, werden vermeintliche Lösungen propagiert.

Aber in Wahrheit sind wir mit unserem Latein am Ende, finden auch keine gemeinsame europäische Sprache und verstehen schon gar nicht das Arabische. Was uns in der Beurteilung unterscheidet, ist nicht das bessere sachliche Wissen darüber, wie es weitergehen könnte, sondern es sind aus unserer jeweiligen psychischen Gefasstheit entstehende Emotionen, die in scheinbare Sachargumente übersetzt werden. Und niemand ist frei davon. Wer Angst in Zorn und Raserei auslebt, fantasiert Stacheldraht und Schießfreigabe. Andere werden von Mitleid überwältigt, ignorieren das Böse und ergehen sich in der Fantasie, alle Wunden heilen zu können. Und dazwischen gibt es alle Spielarten der Verdrängung, Verschiebung, Abwehr und anderer Mechanismen, mit deren Hilfe Menschen das reale Grauen in den Untergrund ihres psychischen Systems verbannen.

Wir alle sind von der großen Sehnsucht beherrscht, die Angst loszuwerden. Doch ahnen wir zur gleichen Zeit, dass wir in einen unberechenbaren und unaufhaltsamen Orkan geraten sind, der noch lange toben wird und dessen Kraft sich nicht einschätzen lässt.

Ob EU-Kommissäre oder Regierungsmitglieder, Landeshauptleute oder Bürgermeister, auch sie alle sind überfordert. Wehe, sie sagten das offen, ein Sturm der Entrüstung von jenen würde sie hinwegfegen, die glauben, es gäbe einfache Rezepte für jede Krise. Nein, sie müssen staatstragend Hoffnung versprühen, die ihnen niemand abnimmt, weil man in ihren Augen die Resignation und die Verzweiflung sieht.

Zäune bauen, auf Leute schießen oder alle willkommen heißen, nichts wird funktionieren. Längst ist uns das Gesetz des Handelns entglitten. Die Methode der kühlen Analyse, an die wir aufgeklärten Bürger so sehr glauben, versagt angesichts des unaufhaltsamen Stroms von Menschen, die vor Krieg und Hunger flüchten, und ebenso vor der Bestialität von kranken Kindern, die sich selbst in die Luft sprengen und für Ziele morden, die uns unverständlich sind. So reden wir, schreien uns an, suchen nach Ursachen und Rezepten. Doch schließlich bleibt zu jedem Satz ein Gegensatz, zu jeder These eine Antithese. Nur der alles erlösende Satz, die wunderheilende Synthese gibt es derzeit nicht.

Die Angst ist der große Zuchtmeister in diesen Monaten und Wochen. Sie wird die Populisten auf den Schild heben, in der verzweifelten, ja kindlichen Hoffnung, dass starke Führer etwas ändern könnten. Sie werden Europa zu einem Kontinent der einzelnen Festungen machen. Seit das syrische Volk aus seinem Land flieht und sich gleich ihm Menschen aus vielen anderen Regionen des Nahen Ostens und Afrikas auf den Weg gemacht haben, wissen wir ohnehin, dass das geeinte Europa mit gemeinsamen Werten bloß eine schöne Illusion war.

Nein, dieser Kommentar hat keinen versöhnlichen Abschluss. Mitten im Sturm kann man nicht sprechen, weil das Tosen das Wort übertönt, und weil die überschäumenden Gefühle das Denken lähmen. Zur Zeit können wir den Grausamkeiten nur die Gewissheit entgegensetzen, dass Menschlichkeit der einzige Samen ist, der Leben zum Blühen bringt. Das ist der eine große Wert, um den wir voraus sein können.

Vor kurzem war Jennifer Teege in Wien. Sie ist die Tochter einer Deutschen und eines Nigerianers, wurde von Adoptiveltern großgezogen und hat danach in Israel studiert. Im Alter von 38 Jahren erfuhr sie, dass ihr Großvater der KZ-Kommandant Amon Göth war. Der Gegenspieler von Oskar Schindler war für den Tod von zehntausenden Menschen verantwortlich. Teege verarbeitete diesen Teil ihrer Herkunft in einem Buch mit dem Titel *Amon – mein Großvater hätte mich erschossen*. In einem Interview mit der deutschen *Welt* sagte sie: „Im Holocaust ist ein Thema verpackt, das uns alle betrifft, und das ist die Menschlichkeit. Jeder sollte darüber nachdenken, wie er sich für mehr Menschlichkeit einsetzen kann." Und ja, das ist auch die einzige sinnvolle Botschaft, die ein jüdisches Magazin hinaussenden kann in den tobenden Sturm.

Chanukka Sameach,
Ihr Peter Menasse
Chefredakteur

ES ERINNERT UNS

an das grausliche „Kauft nicht bei Juden!“, wenn die EU-Kommission eine spezielle Kennzeichnung von Waren aus den israelischen Siedlungsgebieten anordnet. Am 11. November 2015 beschloss die Europäische Union, Produkte aus Gebieten, die Israel seit 1967 besetzt hält, zu kennzeichnen. Die EU bestreitet, dass ziemlich exakt die Gegend, die man schon seit 2.500 Jahren als „Berge Israels“ bezeichnet hat, heute zum Staat Israel gehört. Deshalb sollten Erzeugnisse von dort auch nicht mit „Made in Israel“ beschriftet sein. Laut EU eine rein „technische“ Maßnahme. Die Verbraucher sollen lediglich die Herkunft der Produkte kennen.

UNS INTERESSIERT

die Ausstellung *Die Universität. Eine Kampfzone*, die anlässlich des 650. Jubiläums der Universität Wien im Jüdischen Museum Wien gezeigt wird. Sie gibt erstmals einen Überblick über die Beziehungsgeschichte zwischen Jüdinnen, Juden und den Wiener Universitäten vom ausgehenden Mittelalter bis in das 20. Jahrhundert. Nach einer Zeit des Ausschlusses und der parallelen Wissenswelten öffnete Kaiser Josef II. die Universität Wien 1782, mehr als 400 Jahre nach ihrer Gründung, für Juden. 100 Jahre später trugen jüdische Wissenschaftler mit bahnbrechenden Forschungen zur Glanzzeit der Wiener Universität bei. Als 1897 die philosophische Fakultät der Universität Wien die Tore auch für Frauen öffnete, stellten Jüdinnen sofort ein Viertel der Studentinnen. Die Universitäten wurden zum Hoffnungsgebiet der stark wachsenden jüdischen Bildungsschicht, entpuppten sich jedoch bald als Kampfzone: Die Übergriffe durch antisemitische Studenten nahmen drastisch zu und trugen in der Ersten Republik Züge von Pogromen. Die Ausstellung führt vom Mittelalter über das 19. Jahrhundert und die Nachkriegszeit mit der Affäre Borodajkewycz bis zum heutigen Umgang mit den vertriebenen jüdischen Forschern, darunter eine Reihe von Nobelpreisträgern. Zu sehen bis 28. März 2016, Dorotheergasse 11, 1010 Wien.

© ZEEV ALEKSANDROWICZ, BEIT HATFUTSOT, TEL AVIV

WIR LESEN

Familienzirkus. Die großen Romane und Erzählungen des serbischen Schriftsteller Danilo Kiš. In seiner Heimat Jugoslawien zunächst heftig bekämpft, wurde Kiš bald als einer der größten Erzähler der europäischen Nachkriegsliteratur anerkannt. In seiner Trilogie *Frühe Leiden; Garten, Asche* und *Sanduhr*, die er selbst auch *Familienzirkus* nannte, hat er dem in Auschwitz ermordeten Vater und der Kultur Mitteleuropas ein Denkmal gesetzt. Seine *Enzyklopädie der Toten*, die in einer Neuübersetzung vorliegt, ist sein bekanntestes Buch geworden. Danilo Kiš´ berühmter Roman *Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch* löste bei seinem Erscheinen 1976 in Jugoslawien einen Skandal aus. In „sieben Kapiteln ein und derselben Geschichte“ werden sieben tragische Lebensläufe erzählt. Ihre Protagonisten fallen alle dem politischen Terror zum Opfer. In einer einzigartigen Mischung von Politischem und Poetischem, Fakten und Fiktion setzt Kiš ihnen in diesem Buch auch ein Denkmal. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Ilma Rakusa. (Carl Hanser Verlag)

© CARL HANSER VERLAG, MÜNCHEN

WIR UNTERSTÜTZEN

den Stadtrat für Kultur und Wissenschaft, der die Ehrung des Grabes von Johann Rüdeger aufgehoben hat. Sein Grab wurde 1942 ehrenhalber posthum gewidmet. Im Jahr 2004 kam die Kommission zur Überprüfung der Grabwidmungen der Wiener Stadtverwaltung 1938–1945 aufgrund der aktuellen Quellenlage und des Todesjahres 1927 ursprünglich zum Schluss, „dass ein Zusammenhang mit dem NS- Regime nicht gegeben ist“. Aus einem nunmehr digitalisierten Zeitungsartikel über Johann Rüdeger aus dem Tagblattarchiv 1938 geht aber hervor, dass Johann Rüdeger ein führendes Mitglieder der Gruppe war, die 1926 den Österreich-Ableger der NSDAP (NSDAP-Hitlerbewegung) gegründet hatte. Es wurde daher entschieden, die Ehrung aufzuheben.

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allgemein beeideter und gerichtlich zertifizierter Dolmetscher für Hebräisch
יוליוס דם
מתורגמן מוסמך לעברית

Übersetzungen – Dolmetschungen
Dokumente, Verträge,
Beglaubigungen, etc.
Deutsch – Hebräisch /
Hebräisch – Deutsch
תרגומים
תעודות, חוזים, אימותים, וכו'
גרמנית – עברית / עברית – גרמנית

Mobil: +43-699-11788119 :טל'
E-Mail: julius.dem@chello.at :דוא"ל

© MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Christian Kern Seite 10

© MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Talya Lador-Fresher Seite 25

Aktuell

Oliver Rathkolb – der Professor mit den freundlichen Augen 6

ÖBB-Chef Christian Kern Die Bahn zeigt Haltung 10

Ágnes Heller – eine weise Philosophin 14

Öffentlichkeit ist die Währung des Internet – Marina Weisband 18

Efgani Dönmez – „Koranischer Islam" vs. Unmenschlichkeit 22

Flucht einst und heute 24

Unterwegs mit

Der neuen israelischen Botschafterin Talya Lador-Fresher 25

Nahost

Lebenskosten in Israel – der Pudding-Revoluzzer 28

Zeitgeschichte

Harry Bibring, Wiener Eislauf-Verein revisited 30

Birobidschan – wo Stalin die Juden hinschickte 33

Der „Palmhof", das verschwundene Tanzcafé 34

Jüdisches Leben

Happy Birthday, Or Chadasch! 36

Anat Hoffman - Mitbegründerin „Women of the Wall" 37

Jiddische Sprache – beschickert, belemmert und betroppezt 39

Schach

Andreas Dückstein – der die Schachweltmeister schlug 40

Kultur

Klezmer – Das Revival einer Musikrichtung 42

Roma und Juden – verbunden durch Musik 44

András Schiff, Pianist, Dirigent und politischer Mensch 46

Der Duft des Regens auf dem Balkan – der Bestseller von Gordana Kuić 47

Standards

Engelberg 49

Rätsel 50

Kohnversationen 51

Leserbriefe 52

Autorinnen und Autoren 53

Dajgezzen & Chochmezzen 55

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Auflage: 4.500 Stück
Nächste Ausgabe: April 2016

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

KONTAKT
Tel.: +43 (0)1 535 63 44
Fax: +43 (0)1 535 63 46
E-Mail: office@nunu.at
Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG
IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
Österreich: Euro 15,–
Europäische Union: Euro 20,–
Außerhalb der EU: Euro 25,–

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN
office@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
Richard Kienzl (Artdirector), Peter Menasse (Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat), Ida Salamon (Chefin vom Dienst)

TITELBILD
© Zick Jochen/ action press / picturedesk. com

SATZ & LAYOUT
Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1, 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK
Leykam Druck GmbH &Co KG, 7201 Neudörfl, Bickfordstraße 21

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3
Obmann: Martin Engelberg,
Obmannstellvertreterin: Danielle Spera,
Kassiererin: Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:
NU ist ein Informationsmagazin für Juden in Österreich und für ihnen nahestehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Der Professor mit den freundlichen Augen

Eine uneingeschränkte Huldigung für Oliver Rathkolb

Der Historiker Oliver Rathkolb feiert seinen 60. Geburtstag. Dazu haben neun seiner Schülerinnen und Schüler von der Universität Wien schon vor mehr als einem Jahr begonnen, eine Festschrift zu planen. Am 3. November 2015 wurde sie ihm übergeben. *Peter Menasse* hat einen Beitrag dazu verfasst, den NU mit freundlicher Genehmigung des Böhlau-Verlags* hier abdruckt.

FOTOS: HANS HOCHSTÖGER

*Lucile Dreidemy/Richard Hufschmied/Agnes Meisinger/Berthold Molden/Eugen Pfister/Katharina Prager/Elisabeth Röhrlich/Florian Wenninger/Maria Wirth (Hg.): *Bananen, Cola, Zeitgeschichte: Oliver Rathkolb und das lange 20. Jahrhundert*, 2 Bände, Böhlau Verlag, Wien–Köln–Weimar 2015.

Er hat freundliche Augen. Sehr freundliche Augen sogar. Auch wenn er meist ernst schaut. Nein, so kannst du über einen Universitätsprofessor nicht zu schreiben beginnen. Andererseits, es stimmt ja. Dieser Mann wirkt so nett und vertrauenswürdig, du würdest nicht zögern, bei ihm ein gebrauchtes Auto zu kaufen. Aber er verkauft keine Autos und auch keine Aktienpakete, nein, er ist Historiker, Professor für Zeitgeschichte an der Universität zu Wien.

Er sollte eigentlich Arzt sein. Sein Großvater war Arzt, der Vater war Arzt, der Bruder ist einer, die Söhne sind gerade daran, welche zu werden. Kein Historiker weit und breit, nur Skalpelle, Tupfer und Blutdruckmesser. Gut, könntest du sagen, diese Instrumente verwendet Herr Rathkolb auch. Er schneidet messerscharf analytisch in die Wunden der Gesellschaft, er tupft, weil er trotz seiner Profession an das Gute in den Menschen glaubt, das Blut der historischen Grausamkeiten weg und er misst den gesellschaftlichen Hochdruck mit ernster Miene und klarem Verstand.

Der Arzt in ihm erkennt die Symptome, der Historiker kommt ganz nahe an die Ursachen. Heilen kann der eine wie der andere nicht, auch wenn keiner aus diesen beiden Berufsständen das zugeben wollte. Nichts ist so sicher wie der Tod, da kann ärztliche Kunst nur verlängern und noch ein wenig verlängern. Ja, und sicher ist auch die Wiederholung der Geschichte – nein, nicht als Persiflage, sondern als eine im neuen Gewand einherkommende Mutation.

Beginnen wir aber doch am Anfang. Der freundliche Professor Rathkolb gibt ausführlich Antwort, du musst nur ein bisschen stupsen. Wenn du ein Interview mit ihm führst, fängst du mit einer Frage an, den Rest erledigt er. Zu Hause brauchst du dann nur mehr nach jedem Absatz eine weitere Frage einfügen, die zu stellen dir nicht möglich war, weil zum Ersten willst du ja einen Professor nicht unterbrechen und zum Zweiten lässt er sich auch nicht. Macht nichts, weil es spannend ist, ihm zuzuhören und er ohnehin alles sagt, was du wissen wolltest. Und noch mehr, was dir zu fragen gar nicht eingefallen wäre.

„Litschau ist eine Stadtgemeinde mit 2.283 Einwohnern im Bezirk Gmünd in Niederösterreich. Sie ist die nördlichste Stadt in Österreich", sagt uns *Wikipedia*. Dort kommt er her, aus dem bitterkalten Norden, dem Schweden Österreichs. Wer ihn kennt, weiß, dass ich schon ein wenig hinsteuere zu seinem väterlichen Vorbild. Aber davon später.

Aus dem Litschau der 1950er und 1960er Jahre stammen nicht eben die kritischen Linken. Dort war bis zum Jahr 1989 das Land zu Ende und vom nächsten durch unüberwindbare Grenzsperren getrennt. Die ÖVP regierte und regiert bis heute, eine „Hungerburg" wird als Attraktion angeführt. Folgerichtig finden wir unter „Persönlichkeiten mit Bezug zur Stadt" genau zwei. Aber der eine davon ist immerhin ein Schwergewicht unter den Persönlichkeiten des Landes, ein Professor für Zeitgeschichte, tätig in der Hauptstadt, weit im Süden. Der Herr Professor Oliver Rathkolb eben, der mit den freundlichen Augen.

Dort an der Grenze zur Tschechoslowakei, wo man als Kind beim Spielen darauf achten musste, nicht auf die falsche Seite zu geraten, ist seine erste Prägung entstanden, die dann zu einer Dissertation über den Kalten Krieg geführt hat.

Aber so weit sind wir noch nicht. Erst war er Schüler, pendelte nach Gmünd, was ein neues Stück Freiheit bedeutete. Dort waren zum einen keine Eltern, nicht der Geruch nach Chloroform und das Wehklagen der Zahnschmerz-Patienten, und zum anderen gab es ein Kaffeehaus. Möglicherweise ließ dieses Ambiente den Wunsch entstehen, Journalist zu werden. Schnell war ein Berufsweg skizziert, der von Gmünd schnurstracks an die Columbia University führen sollte und in der nächsten schnellen Stufe zum Pulitzer-Preis. Eine kleine Hürde aber baute sich zwischen dem *Time Magazine* und dem jungen Rathkolb auf – ein langweiliges und nichtssagendes Journalismusstudium. Also wechselte der junge Mann, nein, nicht zur Medizin und auch nicht zu Geschichte, sondern zur Juristerei. Auch langweilig, auch nicht seine Kragenweite, obwohl er das Studium so nebenbei doch abschloss. Nach Absolvierung der ersten Staatsprüfung belohnte er sich damit, mit einem Geschichtestudium zu beginnen. Unterwasser-Archäologe wollte er jetzt werden, aber es hat sich dann irgendwie auch das nicht realisiert. Ein Schlüsselerlebnis war schließlich ein Seminar bei Gerhard Jagschitz zu „Nachkriegsplanungen im Zweiten Weltkrieg" mit spannenden internationalen Inhalten, das ihn zum Zeitgeschichtler werden ließ. So findet er heute seine Schätze, ohne Taucheranzug und Schnorchel, was ich mir doch ein wenig einfacher vorstelle.

Irgendwo schwebte aber immer noch der Journalismus in seinem Kopf, was ihn zu einem Medienthema

Dort an der Grenze zur Tschechoslowakei, wo man als Kind beim Spielen darauf achten musste, nicht auf die falsche Seite zu geraten, ist Oliver Rathkolbs erste Prägung entstanden, die dann zu einer Dissertation über den Kalten Krieg geführt hat.

Er hat freundliche Augen. Auch wenn er meist ernst schaut.

führte. Er forschte zur politischen Propaganda der Amerikaner, erhielt ein Fulbright-Stipendium – kein Pulitzer-Preis, aber auch nicht zu verachten – und kam in den USA an Dokumente heran, die zu Beginn der 1980er Jahre eben erst der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurden. Das sollte ihm 1984 ein gutes Entree geben, als er – wir nähern uns Schweden – Bruno Kreisky kennenlernte, den er für ein Forschungsprojekt interviewte. Geschichte studiert zu haben, war beim Sonnenkönig eine gute Voraussetzung, wenn wir uns daran erinnern, dass er einmal einem ORF-Redakteur mit den Worten „Lernen S' a bisserl Geschichte, Herr Reporter" die Leviten las. Bei Rathkolb wäre ihm das nie eingefallen. Der Herr Professor verblüffte den sonst wortgewaltigen Kanzler, und es wurden aus einem Interview bald deren drei, schließlich die Arbeit an Kreiskys Memoiren und der Aufbau des Archivs. Wir haben ja schon erörtert, wie schwierig es ist, Herrn Rathkolb zu unterbrechen, wenn er mal ins Reden kommt. Er erzählt das vom ersten Zusammentreffen mit Kreisky so: „Normalerweise hat ja er immer solche Gespräche dominiert. Ich aber wollte was von ihm wissen und hab ihn immer weiter mit Dokumenten gefüttert. Er war völlig perplex, hatte ich doch zum Beispiel das erste Dokument aus der *Presidential Library*, Unterlagen aus der *Eisenhower Library*, Gesprächsprotokolle von der ‚Berliner Konferenz' und ähnliches." Ja, so hat auch der große Bruno Kreisky erlebt, dass es schwierig sein kann, zu Wort zu kommen, dass man aber viel lernen kann von Oliver Rathkolb, was sich wiederum nicht von jedem Professor behaupten lässt.

Wir wollen jedoch nicht übertreiben und in eine falsche Richtung einbiegen. In Wahrheit war der junge Historiker total fasziniert von Bruno Kreisky. Armin Thurnher schrieb einmal, dass Rathkolb „ein in der Kreisky-Ära geprägter Sozialdemokrat" sei, und das mag so stimmen, aber er hatte auch den Vorzug, ein direkt von Kreisky selbst geprägter Mensch zu werden. Also ein bisserl zugehört wird er ihm demzufolge ja doch haben. Es ist faszinierend zu erfahren, dass Rathkolb schon in seiner Jugendzeit im Waldviertel durch eine erste Begegnung mit einer Schrift von Kreisky stark beeinflusst wurde. Es war eine Wahlkampfbroschüre, namens „Mann auf Draht", auf deren Titelseite ein telefonierender Kreisky zu sehen ist. Ja, damals

Für einen Journalisten ist Oliver Rathkolb der personifizierte Glücksfall. Er hat einfach ein gutes Gefühl dafür, was ein Schreiber braucht. Er erklärt dir viel und gibt dir am Ende jeder Audienz mindestens zwei Bücher und drei Papers mit.

„Mir haben Steuerzahler, darunter auch meine Eltern, ein kostenloses Studium ermöglicht. Ich habe von der Gesellschaft profitiert, und es ist die Aufgabe der Zeitgeschichtler und aller Humanwissenschaftler, der Gesellschaft etwas zurückzugeben."

hatten die Telefone noch einen Draht und junge Menschen lasen in richtigen Büchern, sogar in Wahlbroschüren. „Du musst dir vorstellen, ich sitze da im Waldviertel, und auf einmal erfahre ich etwas von einem polyglotten, interessanten Intellektuellen, der den Bogen von der Jahrhundertwende bis zum Heute spannt, ich erfahre von seinem jüdischen Umfeld – all das eine völlig neue, andere Welt, als ich sie kannte."

Jetzt aber genug von Herkunft, Hinkunft und großen Vätern. Der Oliver Rathkolb von heute ist eine imponierende Person. Bis auf den Fußball, da bewundert er Rapid. Aber jeder hat so seine Fehler. Seine Frau, eine Sängerin an der Wiener Staatsoper, hat ihn früher mitunter gemeinsam mit den damals noch jungen Söhnen ins Hanappi-Stadion begleitet. Sie habe dort immer die Chöre von der Westtribüne, wo die eingefleischten Rapid-Fans sitzen, bewundert. Naja, eine solche Annäherung an diesen Verein lässt sich noch irgendwie nachvollziehen, aber Anhänger zu sein – also nein, Herr Professor.

Für einen Journalisten ist Oliver Rathkolb der personifizierte Glücksfall. Er hat einfach ein gutes Gefühl dafür, was ein Schreiber braucht. Er erklärt dir viel und gibt dir am Ende jeder Audienz mindestens zwei Bücher und drei Papers mit. Sein Arbeitsraum ist Außenstehenden ein völliges Mirakel. Ein riesiger Schreibtisch, ein noch deutlich größerer Besprechungstisch und auf beiden, ebenso wie in den alle Wände bedeckenden Schränken, befinden sich Stöße von Papier und Unterlagen. Da kann sich kein Mensch mehr auskennen, denkst du dir. Doch er holt zielsicher ein Buch unter einem Stoß auf dem Schreibtisch hervor, geht zu einem Schrank, um eine Broschüre herauszunehmen und findet gleich auch auf dem Besprechungstisch einen Zettel, den er dir zeigen will. Noch Stunden später, längst wieder an deinem Arbeitsplatz, sinnierst du darüber, wie es möglich ist, sich in diesem Chaos, nein, in dieser Überfülle an geschriebenem Wissen zurechtzufinden. Ob er alphabetisch sortiert? Von Apfel bis Zeugnisse, von amerikanische Akten bis zensurierte Zertifikate? Es ist nicht erstaunlich, dass Oliver Rathkolb nur wenig Sport betreibt. Allein die Wegstrecke, die er in seinem Arbeitsraum zurücklegen muss, um von Papierstoß zu Papierstoß zu gelangen, bringt dich als Zuschauer ins Schwitzen.

Am Ende hast du nicht nur mehr Faktenwissen, sondern auch profunde Einschätzungen und Positionen. Der Historiker Rathkolb bezieht Stellung, fühlt sich der Gesellschaft verpflichtet und tut was für sie. Es klingt unmodern und so sympathisch, wenn er sagt: „Mir haben Steuerzahler, darunter auch meine Eltern, ein kostenloses Studium ermöglicht. Ich habe von der Gesellschaft profitiert, und es ist die Aufgabe der Zeitgeschichtler und aller Humanwissenschaftler, der Gesellschaft etwas zurückzugeben." So ist das Arbeitszimmer mit den vielen Papierstößen eine kleine Widerstandsinsel des Verantwortungsbewusstseins in einer neoliberalen Welt. Das kann nur einer leisten, der mit sich und den Menschen eins ist, der seinen intellektuellen Überzeugungen in seinem eigenen Verhalten gerecht wird, einer eben, der freundliche Augen hat. Das darf man am Ende doch auch über einen Universitätsprofessor schreiben, der bald sechzig Jahre alt wird und immer noch so ein Bündel an Energie und Tatkraft ist. Und dazu noch: Alles Gute, Herr Professor. Oder in guter jüdischer Tradition: Auf 120! *nu*

Oliver Rathkolb, geboren 1955 in Wien, ist Professor am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien und Mitglied des vom Europäischen Parlament eingesetzten internationalen wissenschaftlichen Beirats für ein Haus der europäischen Geschichte; er gehört dem wissenschaftlichen Beirat des Jüdischen Museums Wien an und ist Vorsitzender im internationalen Beirat für ein Haus der Geschichte in Österreich.

Auf dem Schreibtisch stapeln sich Papiere und Unterlagen.

Die Kette der Erinnerung aufrechterhalten

Christian Kern, Generaldirektor der ÖBB, verbindet humanistisches Engagement mit einem pragmatischen Ansatz. Von NS-Aufarbeitung bis zum Transport von Flüchtlingen – er schafft mit großem Einsatz gute Lösungen.

VON DANIELLE SPERA (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

NU: Die ÖBB nehmen sich unter Ihrer Direktion einer Reihe von kontrovers diskutierten Themen an. Das hat mit der Ausstellung über die Rolle der Bahn in der NS-Ära begonnen. Was hat den Ausschlag dafür gegeben, dass Sie und Ihre Mitarbeiter sich da so engagieren?

Christian Kern: Als mir zu Beginn meiner Amtszeit ein Kollege die Idee der Aufarbeitung der Rolle der Bahn in der Zeit des Nationalsozialismus näherbrachte, habe ich für ausgeschlossen gehalten, dass es für die Zeit von 1938 bis 1945 bei der Bahn einen blinden Fleck gibt. Als wir das feststellten, war vollkommen klar, dass wir diese Arbeit aufnehmen. Dies schulden wir nicht nur uns selbst, sondern vor allem den Opfern und deren Hinterbliebenen. Aber auch den Eisenbahnern, die sich überproportional im Widerstand engagiert haben, ums Leben gekommen sind und ihre Familien zurückgelassen haben.

Wie sind die Reaktionen ausgefallen – auch innerhalb Ihres Konzerns?

Anfangs gab es Leute, die meinten: „Macht das lieber nicht! Das ist ein unangenehmes Thema, ihr habt so schöne Züge und bemüht euch so um eure Kunden … Damit beschwört ihr Bilder von den Viehwaggons und den furchtbaren Transporten herauf." Die Skepsis war stark vom Marketinggedanken getragen, der ein schönes, buntes Bild der Eisenbahnwelt zeichnet. Allerdings ist das genaue Gegenteil eingetreten. Wir ernteten viel Anerkennung und Dankbarkeit. Überall, wo wir die Ausstellung zeigten, haben wir positive Reaktionen bekommen. In Brüssel stellte sich ein etwa 90-jähriger Herr mit Tränen in den Augen als der stellvertretende Vorsitzende der Kultusgemeinde in Belgien vor und bedankte sich herzlich bei mir. Ich habe nicht gleich verstanden, warum *er* sich bedankt. *Wir* hatten diesen Akt der Aufarbeitung zu betreiben. Mir ist erst später bewusst geworden, was das für diese Menschen bedeutet. Es muss uns sehr nachdenklich machen, dass sich jüdische Menschen heute in Israel sicherer fühlen als in Europa. Leider kann man diese Haltung verstehen. Vor diesem Hintergrund finde ich die von der EU-Kommission beschlossene Kennzeichnung von Waren aus den israelischen Siedlungsgebieten erbärmlich beschämend.

Wie haben Sie jene umgestimmt, die nicht mit großer Euphorie an das Thema herangingen, wie gehen Sie mit den negativen Reaktionen um?

Als CEO führt man Diskussionen, aber ein Unternehmen ist am Ende keine basisdemokratische Veranstaltung. Da geht es darum, eine Entscheidung zu treffen. Man kann anfangs nicht alle immer überzeugen, aber mittlerweile ist dieses Projekt im Hause etwas, das uns alle stolz macht. Ich habe nachher nie mehr eine Stimme gehört, die meinte, das hätte man sich besser geschenkt. Dass sich ein Unternehmen einen Wertekanon zulegt, ist sehr wichtig. Der Respekt vor Menschen soll schließlich die gesamte Haltung des Unternehmens prägen. Diesen Respekt müssen wir auch gegenüber unseren Mitarbeitern und Kunden aufbringen, und dann ergeben sich viele Dinge von ganz alleine.

Sie sind Mitte der 1960er Jahre geboren, wie sehr war denn das Thema NS-Zeit in Ihrer Familie präsent?

Meine Eltern sind beide 1928 geboren und hatten insofern ein unmittelbares Erleben. In unserer Familie war das Thema in mehrfacher Hinsicht präsent. Mein Vater ist im 2. Bezirk aufgewachsen und hat erlebt, dass sich der charakterliche „Abschaum",

„Der Respekt vor Menschen soll schließlich die gesamte Haltung des Unternehmens prägen. Diesen Respekt müssen wir auch gegenüber unseren Mitarbeitern und Kunden aufbringen, und dann ergeben sich viele Dinge von ganz alleine."

wie er sich ausgedrückt hat, früh bei den Nazis organisiert hat. Mit diesem Bild bin ich aufgewachsen. Meine Großmutter war Haushälterin bei einem jüdischen Ehepaar. Als dann die Nazis einmarschierten, sind sie bald in den Dachboden des Hauses übersiedelt. Meine Mutter hat jeden Tag Essen dorthin gebracht, bis dann eines Tages Gestapo-Leute vor dem Haus gestanden sind und sie weggescheucht haben. Meine Mutter war damals gerade zwölf Jahre alt, doch das hat sie bis heute nicht vergessen, sie erzählt immer wieder davon. Auch, dass die jüdische Familie dann plötzlich nicht mehr da war. Diese Erlebnisse hat sie an uns weitergegeben. Das ist auch die Idee der Ausstellung *Verdrängte Jahre*. Wir haben hier mit ÖBB-Lehrlingen die Geschichte aufgearbeitet. Die neue Generation kann leider nicht mehr von Zeitzeugenhören, wie es wirklich war.

Wie war das in Ihrer Schulzeit, bei welcher historischen Phase hat der Geschichtsunterricht geendet?

Wir hatten einen Lehrer, der sehr engagiert war und die Zeit des Nationalsozialismus auch immer wieder zum Thema gemacht hat. Aber grundsätzlich ist es so, dass man sich auf das Bildungssystem allein nicht verlassen kann. Als wir die Lehrlinge gebeten haben, die Artefakte für die Ausstellung aufzuarbeiten, haben wir sie gefragt, was habt ihr in der Berufsschule schon darüber gehört? Die Antwort war erschreckend: Sie sagten alle, das ist das erste Mal, dass wir uns damit beschäftigen. Und das ist genau der Mechanismus, den ich meine. Wir sind noch jene Generation, deren Eltern diese Zeit erlebt haben. Das verpflichtet uns, diese Kette der Erinnerung aufrechtzuerhalten.

Beim Thema Flüchtlinge haben die ÖBB ebenfalls sofort sehr engagiert reagiert. Wie kam das? War Ihnen das ein persönliches Bedürfnis?

Das war ähnlich wie bei der Ausstellung. Es war eine Entscheidung, die aus einer menschlichen Haltung heraus geschah. Aber im Grunde war das alternativlos, da wir wussten, dass diese Menschen kommen. Und sie kommen zu den Bahnhöfen und suchen sich entlang der Bahn ihre Wege. Es geht nicht, hier zu sagen, das geht uns alles nichts an, wir halten euch fern, sperren euch aus und das interessiert uns alles nicht.

Das heißt, für Sie gab es gar keine andere Wahl?

Wenn wir gesagt hätten, das geht uns nichts an, dann hätten wir ein Bahnchaos produziert. Wir haben auch im Interesse unserer Kunden und eines geordneten Bahnbetriebes gehandelt. Wenn einmal eine Strecke und ein Bahnhof geschlossen werden müssen, dann gibt es eine Kettenreaktion, und es dauert nur wenige Stunden, bis die Bahn gar nicht mehr fährt. Das war ein wesentliches Argument – denn mit der Haltung, wir müssen hier im Sinne der Menschlichkeit handeln, erreicht man natürlich auch die Mitarbeiter der ÖBB nicht restlos, denn sie sind ein Abbild der österreichischen Gesellschaft. Wir haben humanistisch und gleichzeitig pragmatisch vernünftig gehandelt.

Sie haben angedeutet, dass nicht alle Mitarbeiter mit großer Begeisterung Ihren Weg teilen?

Es war sehr belastend für die Kollegen, weil ein Einsatz bis an die Belastungsgrenze und manchmal darüber hinaus nötig war. Viele waren hier bereit, mit großem Engagement mitzutun. Wir haben 300.000 Menschen transportiert, zehntausende mit Nächtigungsmöglichkeiten in unseren Bahnhöfen und Büros versorgt. Natürlich klappt da nicht immer alles reibungslos. Da war auch das öffentliche Lob wichtig. Wobei ich dazu sagen muss, auch unsere Kunden hatten großes Verständnis.

Viele Menschen fürchten, was auf uns zukommen könnte. Artikulieren Ihre Mitarbeiter auch derartige Ängste?

Die Bahnmitarbeiter sind sehr diszipliniert. Die Aufgabe und die Verantwortung stehen im Vordergrund. Aber

Über die Ausstellung *Verdrängte Jahre*: „Anfangs gab es Leute, die meinten: ‚Macht das lieber nicht! Das ist ein unangenehmes Thema.'"

unsere Gesellschaft steht vor einer großen Herausforderung. Wenn wir den Zuzug nicht limitieren, gibt es nur eine Alternative: die rasche Integration dieser Menschen. Das bedeutet, dass Kosten entstehen und große Anstrengungen notwendig sein werden. Das amerikanische Beispiel zeigt, dass es grundsätzlich machbar ist. Es sollte alle Staatsbürger interessieren, dass dieser Integrationsprozess funktioniert. Wenn er das nicht tut, werden die Anstrengungen, menschlich zu handeln, Kräfte wecken, die das Gegenteil bezwecken.

Sie sind in Simmering aufgewachsen. Wie geht es Ihnen damit, dass dieser Bezirk zur FPÖ gewandert ist?

Ich hatte damals meine politische Sturm-und-Drang-Phase. Ich war in der Jungen Generation, aber trotzdem SPÖ-kritisch. Damals hatte die Partei eine Zweidrittel-Mehrheit. Unvorstellbar, dass sie die Mehrheit verliert. Der neue Bezirksvorsteher scheint ein jovialer, leutseliger Mensch zu sein. Das hat auch offenbar viele bewogen zu sagen, okay, das ist eigentlich ein netter Typ, mit dem können wir. Bleibt nur zu hoffen, dass es kein böses Erwachen gibt.

Ihre Mutter lebt noch in Simmering. Wie sieht sie dieses Phänomen?

Das Ortsbild im Zentrum von Simmering hat sich verändert, das Handtaschengeschäft, die Buchhandlung, wo ich in meiner Jugend war, sind ersetzt worden durch andere Geschäfte. Das kann aber noch kein Argument sein, Angst zu haben, denn Simmering ist ein sicherer Platz und hat eine sehr gute Lebensqualität.

Sie haben es gerade angesprochen: Neue, attraktive Wohneinheiten, das Bild des Bezirks hat sich eigentlich positiv verändert.

Wir waren am Wahltag in Simmering in einem Wirtshaus, mit Verwandten und Freunden. Da bekommt man deutlich die Frustration und Unzufriedenheit mit der Politik ganz generell zu spüren, damit wird man sich auseinandersetzen müssen.

„Unsere Haltung: Wir müssen im Sinne der Menschlichkeit handeln."

Sie werden immer wieder für höchste Ämter genannt. Streben Sie in die Politik oder reagieren Sie eher zurückhaltend?

Mein Motto lautet: Mach, was du tust, mit größter Leidenschaft, brenne dafür, lebe dafür und investiere jede Stunde und jeden Gedanken, den du hast, um die Dinge voranzutreiben. Wenn man diese Haltung aufgibt und darüber sinniert, was könnte ich anderes machen, dann wird man seine Aufgabe nicht erfolgreich erledigen können. Es ist fünf Jahre exzellent gelaufen, aber wir sind bei weitem noch nicht dort, wo wir hinmüssen. Vor diesem Hintergrund sind wir gut beraten, uns mit der Aufgabe hier zu beschäftigen. Mit nichts anderem.

Ich bin überzeugt, als Bundeskanzler würden Sie genauso brennen und mit Leidenschaft arbeiten für dieses Land.

In aller Unbescheidenheit – mir macht mein Job große Freude. Es gibt in Österreich nämlich keine spannendere Aufgabe als diese hier. *nu*

Christian Kern, geboren 1966, wuchs als Sohn einer Sekretärin und eines Elektroinstallateurs in Simmering auf. Er studierte Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien. Ab 1989 arbeitete er als Wirtschaftsjournalist, wurde dann 1991 Assistent von Staatssekretär Peter Kostelka und später Büroleiter des Klubobmanns der SPÖ. 1997 wechselte er zum Verbund-Konzern. Seit 2010 ist er Vorstandsvorsitzender der ÖBB-Holding. Kern initiierte die ÖBB-Ausstellung *Verdrängte Jahre*, ein Forschungsprojekt, das unter Einbeziehung von ÖBB-Lehrlingen die Geschichte der Bundesbahn 1938–1945 aufarbeitet.

„Unsere Gesellschaft steht vor einer großen Herausforderung. Wenn wir den Zuzug nicht limitieren, gibt es nur eine Alternative: die rasche Integration dieser Menschen. Das bedeutet, dass Kosten entstehen und große Anstrengungen notwendig sein werden."

Frau. Jüdin. Ungarin. Philosophin

Im Oktober 2015 hielt die große ungarisch-jüdische Philosophin Ágnes Heller einen Vortrag bei der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung. Obwohl dort bis spätabends im Einsatz, gab die 86-Jährige schon früh am nächsten Tag NU ein Interview zum Zustand des heutigen Europa, zu Fragen der Integration, der Eigenart des Islam und zu ihrer eigenen Identität. Das Gespräch führten *Peter Menasse* (Text) und *Milagros Martínez-Flener* (Fotos).

NU: In Ihrem Buch *Die Welt der Vorurteile* schreiben Sie über das kulturelle Gedächtnis von Gesellschaften. Derzeit kommen viele Menschen nach Europa, die aus einem Raum mit einem völlig anderen kulturellen Gedächtnis stammen, als wir es haben. Was heißt das, wie schätzen Sie das ein für die Entwicklung unserer Gesellschaft?

Ágnes Heller: Es gibt Gesellschaften, in denen Menschen mit ganz unterschiedlichem kulturellen Gedächtnis zusammenleben. Europa ist einmal so ein Kontinent gewesen, wo das möglich war. Mit der Entstehung der Nationalstaaten hat es allerdings diese Kapazität verloren. Nationalstaaten existieren im Wesentlichen erst seit dem Ersten Weltkrieg. Seit damals können Leute, die verschiedene kulturelle Gedächtnisse haben, nicht mehr einfach miteinander leben. Mein Vater beispielsweise ist noch im Reich der Habsburger aufgewachsen. Die Menschen dort hatten ganz unterschiedliche Erfahrungen und Erlebnisse. Ungarn, Österreicher, Slowaken, Tschechen kamen gut miteinander aus. Sie hatten ja auch gemeinsame Erlebnisse, und sie waren in der Lage, mit der Unterschiedlichkeit zurechtzukommen, so wie das heute auch in Amerika funktioniert. Das ist ein modernes Land. Am St.-Patricks-Day gehen ausschließlich die Iren auf die Straße. Die anderen Menschen kümmern sich gar nicht darum, was da los ist, ja wissen vielleicht nicht einmal, wer St. Patrick war. Jede Gruppe feiert ihre nationalen Ereignisse, die anderen stehen dabei, schauen ihnen zu, aber nehmen nicht teil.

In Europa ist das nicht der Fall, und man wird hier daher vielleicht ein Problem bekommen. Einfach deswegen, weil es Nationalstaaten gibt, weil die Europäer gewöhnt sind, dass alle Menschen, die in ihrem jeweiligen Staat leben, dasselbe kulturelle Gedächtnis haben. Das war ja auch die Anforderung an Juden. Sie konnten sich nicht einfach integrieren, sie mussten sich assimilieren, sie mussten das kulturelle Gedächtnis der Nationen, in die sie gekommen waren, übernehmen. Das war eine Absurdität, hatten sie doch ein ganz anderes kulturelles Gedächtnis. In Amerika gibt es damit kein Problem, in Europa schon. Man hat das hier auf diesem Kontinent schon einmal zum Problem gemacht und wir wissen, wie das endete.

Es gibt eine große Erzählung, die in Deutschland und Österreich halbwegs funktioniert, als moralische Erzählung – nämlich jene über die Schoa ...

Nein, die Schoa ist eine europäische Erzählung, eine in jedem europäischen Land. Die Schoa gehört zum gemeinsamen europäischen Gedächtnis. So sollte es zumindest sein.

Aber diese Erzählung schützt Juden in Deutschland und Österreich. In diesen Ländern hat die überwiegende

„Ich halte es für richtig, dass man solche akzeptiert, die aus einem schrecklichen Krieg flüchten. Das Problem hier ist der Charakter der Religion und nicht das kollektive Bewusstsein."

Mehrheit der Menschen die Lektion gelernt, und sie wollen keine Nazis sein. Ich bin nicht mehr sicher, wie die Moral aus der Erzählung über die Schoa bei Menschen funktioniert, die aus Syrien oder aus dem Irak kommen und in einem ganz anderen Kontext aufgewachsen sind, was die Einstellung zu Juden betrifft.

Sicher haben sie nicht dieselbe kulturelle Erinnerung. Aber ich möchte sagen, dass es überhaupt keine Nazis in Amerika oder Australien gab. Aber wenn Sie zu jemanden in den Vereinigten Staaten oder in Australien „du Nazi" sagen, würde die Person das genauso verstehen, wie Deutsche oder Österreicher, eben als ein sehr negatives Stereotyp. Das ist dasselbe, wie wenn man zu jemand sagt „du Teufel", und das verstehen doch alle.

Heller lässt sich das Konzept von NU erklären.

Also ist die Schoa doch eine weltumspannende Erzählung?

In der islamischen Bevölkerung gibt es andere Probleme, und man muss sich dessen bewusst sein, wenn man Menschen von dort in Europa aufnehmen will. Und ich halte es für richtig, dass man solche akzeptiert, die aus einem schrecklichen Krieg flüchten. Das Problem hier ist der Charakter der Religion und nicht das kollektive Bewusstsein. Es gibt christliche und jüdische Fundamentalisten, das wissen wir, aber die meisten Juden und Christen sind das nicht. Die islamische Religion hingegen ist in sich fundamentalistisch, und das wird in Europa, wo es nicht eine so pluralistische Gesellschaft gibt wie in den Vereinigten Staaten oder in Australien, wahrscheinlich noch zu Problemen führen.

Der Schriftsteller Imre Kertész, ein Landsmann von Ihnen und aus Ihrer Generation, sagte zuletzt in großer Resignation, dass das Leben ein Irrtum sei, weil der Mensch seine Existenz auf moralische Prinzipien gründe, obwohl das Funktionsprinzip und die Praxis des Lebens amoralisch seien. Wie sehen Sie diese seine Position – auch in Anbetracht der Gewalt, von der wir täglich lesen?

Imre Kertész ist nicht nur Europa-Skeptiker, sondern ein Menschen-Skeptiker. Er hat eine schlechte Meinung von der Menschheit im Allgemeinen. Deswegen hat er auch eine so schlechte Meinung über die Möglichkeiten Europas. Das hängt meiner Meinung nach damit zusammen, dass er die Seele eines Künstlers hat. Er reagiert stärker auf eine Situation als ich zum Beispiel.

Tatsächlich befindet sich Europa in einer problematischen Phase. Dazu müssen wir wissen, dass wir ein falsches Bild von Europa vor uns hertragen. Wir sprechen immer über europäische Werte, die wir verteidigen sollen. Aber wir wissen doch alle, obwohl wir es nicht offen aussprechen, dass die demokratische Tradition Europas sehr schwach entwickelt ist. In Europa wirken die Traditionen des Totalitarismus, des Bonapartismus und verschiedener diktatorischer Epochen, weil sie viel länger an der Macht waren und immer noch stärker wirken, als die kurze demokratische Tradition. In einigen Ländern des heutigen Europa bestehen die längsten liberalen Demokratien seit rund sechzig, siebzig Jahren, aber da waren auch noch Franco in Spanien, Salazar in Portugal, und in Griechenland herrschte das Militär. Wo soll da eine demokratische Tradition herkommen? Ich glaube, es wäre wichtig für Europa, die Vergangenheit, unsere Geschichte realistisch zu erzählen. Statt über das wunderbare Europa zu reden, sollten wir das wahre Gesicht des geschichtlichen Gedächtnisses öffentlich verhandeln.

Wie beurteilen Sie die Politik Viktor Orbáns und seiner Partei Fidesz? Ist er ein wirklicher Diktator oder verhindert er durch seine Positionen nur, dass die noch extremere Partei Jobbik die Macht übernimmt?

Jobbik wird die Macht wahrscheinlich nicht übernehmen, ich sehe keinen Grund dafür. Man braucht in Ungarn überhaupt keine Jobbik, denn es wird dort viel von deren Politik sowieso realisiert. Die Linken und die Liberalen sind sehr schwach geworden, sie haben keine eigene Linie, sondern nehmen nur die Themen von Fidesz

und Jobbik auf und sagen „nein" dazu. Aber auf diese Weise kann man keine politischen Alternativen entwickeln.

Sie sind einmal schon aus Ungarn weggezogen, weil sie der Unterdrückung entkommen wollten. Wie geht's Ihnen jetzt in Ungarn?

Ja, schön. Ich bin alt und werde meine Stellung nicht verlieren, weil ich gar keine habe. Aber heute ist nicht dasselbe wie damals, als es eine totalitäre Regierung gab. Wenn man seinerzeit etwas Kritisches öffentlich sagte, kam in der Früh die Polizei und man endete im Gefängnis. Das ist heute nicht der Fall. Heute bekommt man keine Förderung, keine Auszeichnung, kein Geld vom Staat. Aber das macht mir überhaupt nichts.

Ich fürchte nicht um mein Fortkommen. Ich habe Angst um meine Kinder, die Enkel und alle anderen Menschen, die in Ungarn leben.

Sie haben einmal gesagt, Ihre Identität ist Frau, Jüdin, Ungarin, Philosophin. Was davon ist der für Sie wichtigste Teil?

Das kann man nicht sagen. Ich bin als Frau, als Jüdin in Ungarn geboren, ich wurde nicht als Philosophin geboren, das habe ich selbst gewählt. Aber man kann auch nicht einfach sagen, dass das meine überwiegende Identität darstellt. Wozu braucht man denn überhaupt eine Identität? Ich glaube gar nicht, dass ich so etwas brauche. Es hängt von der Situation ab, mit wem ich konfrontiert bin, welche Identität die wichtigste ist. Wenn ich mit Antisemiten zu tun habe, dann bin ich eine Jüdin, wenn ich mit Frauenhassern konfrontiert bin, dann bin ich an erster Stelle eine Frau, und ich wehre mich gegen Angriffe auf Ungarn.

Was ist Ihre jüdische Identität?

Es gab keinen Moment im Leben, wo ich mich nicht als Jüdin identifiziert und gefühlt habe. In meiner Kindheit, noch unter Miklós Horthy, waren antijüdische Ressentiments an der Tagesordnung. Nach dem Krieg haben die wenigen überlebenden ungarischen Juden ihren Kindern gar nicht gesagt, dass sie Juden sind. Es gab Kinder, die zu Hause antisemitische Bemerkungen machten, obwohl ihre Eltern Juden waren.

„Wozu braucht man denn überhaupt eine Identität?"

Ich selbst war im Jüdischen Gymnasium, habe dort meine Matura abgelegt und bin in der Kindheit daher auch oft in die Synagoge gegangen. Nach dem Krieg war ich sehr selten in einer. Ich habe auch nie Kaschrut eingehalten. Das heißt, ich bin im christlichen Sinn nicht religiös. Die Bibel war für mich immer eine der wichtigsten Traditionen und in meinen Büchern beziehe ich mich sehr oft auf die Geschichte der Bibel.

Wie halten Sie es heute mit Karl Marx, hat er noch Bedeutung für Ihr Werk?

Sie wissen, ich bin durch Georg Lukács zur Philosophie gekommen. Und er war Marxist. So bin ich als 18-Jährige, beeinflusst vom hochgeschätzten Lehrer, auch selbst Marxistin geworden. Tatsächlich habe ich erst 1953 als 24-Jährige seine Werke studieren können. Es klingt heute unvorstellbar, aber vor 1953, vor Stalins Tod, konnte man Marx nicht lesen, weil es sich um verbotene Literatur handelte. Es war nur *Das Kapital* und das *Kommunistische Manifest* zu bekommen. Man hatte Lenin und Stalin zu lesen. Erst später wurde ich wirkliche Marxistin, weil mich die vorher nicht erhältlichen Texte des jungen Marx so angesprochen haben. Das sind in gewisser Weise messianische Texte, und alle Juden sind ja für so etwas empfänglich. Bei uns Juden glaubt man an den Messias und an eine kommende, wunderbare Zeit. Bei Marx heißt es, dass die Menschen nur schlecht sind, wenn die Gesellschaft so konstruiert ist. Damit eröffnet er die gedankliche Chance auf eine anthropologische Wende. Wenn die Bedingungen sich zum Besseren verändern, wird das auch der Mensch tun. Heute sehe ich diese Ansicht als große Dummheit, aber damals glaubte ich daran. Ich glaubte an eine universelle Entwicklung, an den Fortschritt, das hat mich angesprochen. Als ich aufhörte, daran zu glauben, habe ich den Marxismus hinter mir gelassen. Aber ich bin auch keine Antimarxistin, ich definiere mich überhaupt nicht nur über eine Gegnerschaft zu etwas. *nu*

Ágnes Heller wurde 1929 in Budapest geboren. Gemeinsam mit ihrer Mutter entging sie nur knapp dem Holocaust. Ihr Vater und viele Verwandte wurden ermordet. Die junge Studentin der Physik und Chemie wechselte das Fach, als sie in einer Vorlesung Georg Lukács kennenlernte. Sie studierte fortan Philosophie, promovierte bei ihrem großen Lehrer und wurde dann auch seine Assistentin an der Budapester Universität.
Wegen der politischen Unterdrückung emigrierte Heller im Jahr 1977 nach Australien, wo sie bis 1983 eine Professur für Soziologie in Melbourne innehatte. 1986 folgte sie Hannah Arendt auf dem Lehrstuhl für Philosophie an der *New School for Social Research* in New York nach.
Seit ihrer Emeritierung lebt Ágnes Heller in Budapest und New York.
Aus der Vielzahl an Publikationen sei hier das jüngst auf Deutsch erschienene Werk *Die Welt der Vorurteile. Geschichte und Grundlagen für Menschliches und Unmenschliches*, Edition Konturen, Wien/Hamburg 2014, erwähnt.

„Ich rebelliere“

© MÜLLER-STAUFFENBERG, HARTMUT/ACTION PRESS/PICTUREDESK.COM

Marina Weisband – als Mädchen aus der Piratenpartei ist sie bekannt geworden, im Ukraine-Konflikt hat sie sich zu Wort gemeldet, alles, was mit Internet zu tun hat, ist ihr Metier. Und ihre Religion? Das ist Rebellion, sagt die in Kiew geborene Jüdin.

VON EVA KONZETT

NU: Menschen in der Öffentlichkeit werden oft zu einer Kategorie gemacht: Ursula von der Leyen ist die Mutter, Cem Özdemir das erfolgreiche Einwandererkind. In welche Schublade hat man Sie gesteckt?

Marina Weisband: Ich laufe bei der *Bild*-Zeitung unter „die schöne Piratin“. Und die *Bild* ist in Deutschland dafür zuständig, diese Labels zu verteilen.

Hätten Sie lieber ein anderes gehabt?

Wer kann nicht damit leben, schön genannt zu werden? Ich versuche die Öffentlichkeit aber nach Kräften zu verwirren, indem ich möglichst viele Labels habe.

Wenn man sich die deutsche Presse anschaut, kommt immer das Attribut „charismatisch“.

Es gibt schlimmere Sachen, die an einem kleben können, Scheiße zum Beispiel.

Marina Weisband sitzt gut gelaunt im Radiokulturhaus in Wien und nippt am Espresso. Eine zierliche Person mit hochgesteckten Haaren und selbstbewusstem Lächeln. Durchs Fenster drücken Sonnenstrahlen den Herbst herein. Gleich wird der deutsche „Spiegel" anrufen. Interviews? Für Weisband längst Fingerübungen. „Fragen Sie nur, fragen Sie!" Sie werde auf alles antworten, sagt sie und warnt grinsend: „Vielleicht sind dann aber auch dumme Antworten dabei!"

Sie sind sehr offen, wenn es um Ihren jüdischen Glauben geht. Fühlen Sie sich als das junge Gesicht des deutschen Judentums? Schreibt man Ihnen das auch zu?

Ich fürchte ja. Das ist keine Rolle, die ich gerne habe. Aber weil es in Deutschland einfach so wenige sichtbare Juden gibt, gerät man zwangsläufig in diese Rolle. Ich muss das nicht richtig finden, aber es wäre dumm, sich dagegen zu wehren. Ich kann immer nur betonen, dass ich nicht die Standardjüdin bin. Auch wenn jeder immer wissen will, welche Meinung ich, als Jüdin, zu Israel habe. Das ist meine Lieblingsfrage. Als würde sich jeder Christ eine Meinung zu Holland bilden! Ich möchte auch nicht immer für die israelische Politik geradestehen müssen.

Sie wohnen in Münster, in einer Stadt mit einer alteingesessenen jüdischen Gemeinde. Haben Sie sich deswegen für Münster entschieden?

Die Münsteraner Universität hat einen sehr guten Ruf für das Fach Psychologie. Deshalb bin ich dort hingezogen. Inzwischen wohne ich aus ganz anderen Gründen da. Wenn Sie mich zur jüdischen Gemeinde fragen: Die ist zwar auf dem Papier alteingesessen, de facto machen heute aber zu 90 Prozent russischsprachige Einwanderer aus den 1990er Jahren die Gemeinde aus. Gerade erst werden wieder Strukturen aufgebaut, wie ein aktives Jugendleben beispielsweise. Vor ein paar Jahren habe ich versucht, einen Stammtisch für junge Leute zu machen. Der Erfolg war überschaubar. Heute gibt es das. Ich hoffe, dass es sich irgendwann zu einer Normalität verwächst, dass man jüdisch sein kann, ohne die ganze Zeit auf den Holocaust reduziert zu werden, was bei uns immer noch der Fall ist.

Das nervt?

Das nervt sehr, ja. Ich möchte auch ein bisschen leben, nicht nur Nachfahre sein.

Die Wiener Gemeinde ist ebenfalls vor allem durch den Zuzug aus dem Osten in den vergangenen Jahren gewachsen. Auch Sie sind in der Ukraine geboren. Doch wer weggeht, lässt auch einen Platz zurück. Fehlen die Menschen jetzt dort?

Das kann ich so nicht einschätzen. Natürlich sind Juden massenweise aus Kiew weggegangen, was die Kiewer auch so verdient haben (lacht). Ich war in Kiew in einer progressiven Gemeinde, die auch zahlenmäßig gut aufgestellt war und gemeinsam auf den Maidan gegangen ist. Da hat man nicht das Gefühl, dass da etwas stirbt.

Wie ist Ihr Verhältnis zur Ukraine?

Ich war auch vor dem Maidan regelmäßig in der Ukraine, das hat nur damals niemanden interessiert. Ich habe beispielsweise die Gründung der Piratenpartei in der Ukraine begleitet. In den alten Machtstrukturen war da politisch aber nicht viel zu machen. Der Maidan hat ein kurzes Fenster geöffnet, in dem ich sinnvoll aktiv sein konnte. Das ist inzwischen nicht mehr so. Ich bin aber froh, dass sich im Land etwas tut und dass ich etwas beitragen kann.

Etwa die ukrainischen Piraten?

Ja genau. Nur hat die Partei ihren Höhepunkt schon wieder hinter sich, glaube ich.

Wann waren Sie das letzte Mal in der Ukraine?

Im April.

Die Lage in der Ukraine hat sich verschlechtert, im Osten herrscht Krieg. Wann war für Sie im Rückblick der Moment, als die Hoffnung am größten war?

Im Februar 2014. Da wurde ich in die Ukraine eingeladen, um über das Konzept der „Politik ohne Politiker" zu sprechen. Dort habe ich auch das Konzept der „Liquid Democracy" vorgestellt. Wir hatten damals den Plan, Liquid Democracy auf dem Maidan einzuführen, um gemeinsam Forderungen stellen zu können und nicht so abhängig von Organisationen wie dem rechten Sektor zu sein. Alles war bereit: Wir hatten ein Konzept, ein Zelt, Computer, sogar eine Vorstellung, wie wir es ohne Computer machen könnten, und dann wurden wir gestürmt. Von den Janukowitsch-Leuten. Da ging es ums Überleben und nicht mehr um politische Konzepte. Es war dann ja auch die Sternstunde des rechten Sektors. Diese Tage haben gezeigt, dass Gewalt nicht förderlich für Demokratie, sondern nur für Radikalismus ist.

„Wir müssen die Kommunikation neu strukturieren. Wir begegnen uns im Internet oft sehr feindlich und verletzen einander. Das hängt stark damit zusammen, dass wir das Gesicht des Gegenübers nicht sehen und keine emotionale Reaktion empfangen."

„Liquid Democracy" ist ein zentrales Konzept der Piratenpartei. Es handelt sich dabei um eine Mischform aus indirekter und direkter Demokratie, die über virtuelle Kanäle ermöglicht wird. In der Virtualität findet ein ständiger öffentlicher Diskurs statt. Jeder kann jederzeit entscheiden, inwieweit er sich einbringen oder von Delegierten vertreten lassen will, bzw. welcher Partei er für bestimmte Themen (z. B. Schulpolitik) seine Stimme geben will. Die Wahlentscheidung passiert nicht immer nur am Ende eines Mandats, sondern ist im ständigen Fluss – also liquide.

Informationen können heute im Internet in Sekundenschnelle übertragen werden. Der physische Standort wird ins Unendliche erweitert. Wie umgehen mit diesem Internet, mit dieser Möglichkeit? Müssen wir unsere Kommunikation neu aufbauen? Überfordert es uns auch manchmal?

Ja, wir müssen die Kommunikation neu strukturieren. Wir begegnen uns im Internet oft sehr feindlich und verletzen einander. Das hängt stark damit zusammen, dass wir das Gesicht des Gegenübers nicht sehen und keine emotionale Reaktion empfangen. Wir haben keine Ursache-Effekt-Wirkung mehr und werden sehr ungezügelt in unserer Kommunikation. Ich denke, dass wir gerade in einer Zwischenphase stecken. Je mehr wir uns an das Internet gewöhnen, desto adäquater werden wir damit umgehen. Alte Menschen beispielsweise schreien ins Telefon, Junge tun das längst nicht mehr. Man lernt, mit einem Kommunikationsmittel umzugehen. Das Internet ist aber eine riesige historische Chance insofern, als es den Raum überwunden hat. Das wird unsere Kultur langfristig mehr bereichern, als es ihr schaden wird.

Verbale Gewalt im Netz hat Weisband selbst erlebt: 2012 berichtete sie von antisemitischen Hassmails, ihr Foto wurde auf rechtsextremen Seiten

© MÜLLER-STAUFFENBERG, HARTMUT/ACTION PRESS/PICTUREDESK.COM

„Ich laufe bei der *Bild*-Zeitung unter ‚die schöne Piratin'."

veröffentlicht. Sie legte kurze Zeit danach das Amt als politische Geschäftsführerin der Piraten nieder. Als Gründe nannte sie damals die eigene Gesundheit und ihre Diplomarbeit.

Wir müssen am Internet noch ein bisschen wachsen?

Ja, genauso wie wir an der globalisierten Welt wachsen müssen. Wir entwickeln uns technisch so schnell weiter, dass wir kaum hinterherkommen.

Sie haben mehr als 54.000 Follower auf Twitter, das schaffen in Österreich nicht viele. Sie wurden aber auch beschimpft und angefeindet. Wie geht man damit um?

Ich habe einen geheimen Twitter-Account, wo ich nur Schimpfworte poste. So reagiere ich mich ab. Für mich sind die Beleidigungen aber zu einem Hintergrundlärm geworden. Da rauscht irgendwas. Nicht mehr. Antisemitische Anfeindungen, wie kürzlich gegen meinen Mann, mache ich öffentlich, auch wenn ich damit die Leute mit Aufmerksamkeit belohne. Und das ist die Währung des Internets.

Sie stehen in der Öffentlichkeit als Gesicht für die progressiven Möglichkeiten des Internets. Auf der anderen Seite haben Sie geheiratet und bekennen sich offen zu Ihrer Religion, also eher zu traditionellen Werten ...

Nein, das stimmt nicht. Ich rebelliere. Ich komme aus einer atheistischen Familie und bin überhaupt die erste, die in die Synagoge geht. Ich bin also ohne die religiöse Tradition aufgewachsen. Und außerdem vertrete ich die sehr radikale Meinung, dass man lieben kann, wen man will, und ich liebe zufällig meinen Mann. Und den liebe ich so radikal, dass ich mir gesagt habe, dass ich gar keine Lust mehr habe, in meinem Leben einen anderen zu lieben. Ich finde das schön.

Haben Sie in der Synagoge geheiratet?

Nein, aber der Rabbi war da.

***Krieg und Frieden* ist ihr Lieblingsbuch, Sie sagten einmal, dass Sie davon bis heute zehren. Haben Sie es auf Russisch oder auf Deutsch gelesen?**

Beides.

Man sagt ja, dass der Ausländer, der Russland verstehen will, die russische Literatur lesen muss.

Ja. Das stimmt.

Gilt das umgekehrt auch für Deutschland? Und welchen Autor würden Sie dann empfehlen?

Wenn man die Deutschen verstehen will, muss man Bedienungsanleitungen lesen. Oder EU-Verordnungen. *nu*

Marina Weisband wurde 1987 in Kiew geboren und kam 1994 mit ihrer Familie nach Deutschland. Weisband engagierte sich ab 2009 in der Piratenpartei und wurde schnell deren Aushängeschild. Sie „stand durchaus selbst für die Nerdkultur, sah aber nicht so aus", schrieb die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Will heißen: Die junge schlagfertige Frau konterkarierte das Bild des pickeligen, sozial zurückgezogen lebenden Computerspielers. Das politische Engagement hat die studierte Psychologin mittlerweile zurückgeschraubt. Marina Weisband war auf Einladung der Denkwerkstatt GLOBART in Wien.

„Ich war in Kiew in einer progressiven Gemeinde, die auch zahlenmäßig gut aufgestellt war und gemeinsam auf den Maidan gegangen ist. Da hat man nicht das Gefühl, dass da etwas stirbt."

Fühlen, wie die Stunden langsamer vergehen.
Erleben, wie Papier lebendig wird.
Zeit für schöne Details haben.
Dem Augenblick mehr Raum geben.

DiePresse.com/sonntagsabo

Die Presse am Sonntag

Wir schreiben seit 1848

Der falsche hält den wahren Islam nicht aus

Efgani Dönmez ist ein mutiger Kritiker einer Dogmatik, die sich den Islam aneignet und ihn gleichzeitig missbraucht. Die Grünen haben ihn vor kurzem als Abgeordneten zum Bundesrat abgewählt. *Peter Menasse* hat dem ebenso unbequemen wie unbeugsamen Querdenker Fragen zum Flüchtlingsthema und zum möglichen Import von diskriminierenden Anschauungen gestellt.

© HERBERT PFARRHOFER/APA/PICTUREDESK.COM

NU: Es kommen derzeit viele Flüchtlinge nach Europa. Welche Ideologie bringen sie mit, wie sehr müssen wir importierten Antisemitismus fürchten?

Efgani Dönmez: Die Ängste sind ernst zu nehmen, und es gilt, die Gründe und Ursachen für die Entwicklungen zu untersuchen. Der „koranische Islam" verabscheut Terror, Scheinheiligkeit und Unmenschlichkeit. Die faschistische Ideologie einer pseudo-islamischen Dogmatik ist dagegen gewaltbereit und -verherrlichend. Was wir heute in Syrien, im Irak, in Saudi-Arabien und vielen anderen Ländern sehen, hat mit dem „wahren Islam" nichts zu tun. Weil der falsche Islam den wahren Islam nicht aushalten kann, werden die „Ungläubigen" massenweise umgebracht. Die „Ungläubigen" sind in diesem Falle zuerst die Schiiten und Aleviten sowie Angehörige anderer Religionen, ebenso Atheisten, die sich nicht einer konstruierten Pseudo-Religion unterwerfen wollen.

Was heute von der Gesellschaft kritisiert und gemeint wird, ist nicht der koranische Islam und der Prophet Mohammed, sondern eine künstliche Ideologie, die Bekenntnis-Merkmale des Islams missbraucht und gleichzeitig alles, was der koranische Islam ausdrücklich verbietet, selber praktiziert, nämlich Intoleranz, Gewalt und die Nicht-Nutzung des Verstandes und der Vernunft. Die größten Opfer dieser faschistischen Ideologie sind der koranische Islam und der Prophet Mohammed selbst.

Die Tiefe und die geistige Dimension des Korans wurden verschüttet.

Stattdessen äfft man millimetergenau nach, was ein Mensch, nämlich der Prophet, getan haben soll. Man läuft Gefahr, den Islam auf dem Niveau der damaligen Beduinengesellschaft festzuschreiben und ihn für immer im sechsten Jahrhundert nach Christus festzunageln.

Und kann sich das ändern?

In der Welt der Moscheen herrscht oft noch die Dummheit, die Unwissenheit. Niemals ein Wort der Selbstkritik. Niemals! Die ganze Welt hat Unrecht, und wir ruhen uns auf unserer kleinen Wahrheit aus. Das zeigt eine Denkfaulheit, wie sie typisch ist für das Ende großer Dynastien. Die Intelligenz der Muslime ist in Ketten gelegt. Es ist daher falsch zu behaupten, wer den Islam angreift, greife die Muslime an.

Wenn Sie mir die Frage stellen, ob die Menschen aus muslimischen Ländern überwiegend Judenfeinde sind, dann muss ich Einspruch erheben. Die muslimischen Länder der Gegenwart erstrecken sich über Asien, Afrika, den Nahen und Mittleren Osten. Wenn man jene größeren Ansammlungen außerhalb der Herkunftsländer heranzieht, dann kann man europäische und amerikanische Städte nicht außer Acht lassen, will man sich dem Kern des Problems annähern. Ob es innerhalb der Muslime eine Judenfeindschaft gibt, ist nicht aus der Perspektive der Zugehörigkeit zum Islam zu beantworten.

Es ist offensichtlich, dass manche Gruppierungen des „politischen Islams" sich als Feuerlöscher darstellen, in Wirklichkeit aber den Brand nur schüren. Der beste und aktuellste Beweis ist der sogenannte „interreligiöse Dialog" unter dem Dach des „King Abdullah Center für Interreligiösen Dialog", wo Vertreter der Muslimbruderschaft mit anderen Vertretern der unterschiedlichen Glaubensrichtungen, insbesondere mit Rabbi David Rosen, dem internationalen Direktor für interreligiöse Angelegenheiten des Amerikanisch-Jüdischen Komitees, aber auch mit Rabbinern aus Österreich den Dialog suchen. Wofür die Muslimbruderschaft und deren Bruderparteien, wie Milli Görüs (Saadet-Partei), AKP und Hamas in Gaza stehen und welche Zugänge bzw. Artikulation diese zu Juden haben, brauche ich in einem Fachmagazin wohl nicht weiter auszuführen.

Es gibt in Österreich viele Ableger dieser Gruppierungen und Sekten des politischen Islams, welche eine reaktionäre Haltung vertreten und wo ein Argwohn gegenüber Jüdinnen und Juden geschürt wird.

Die in Österreich lebenden Juden, besonders jene in Wien, tragen allerdings einen Teil der Verantwortung für diese Zustände, weil sie alles gehört, gewusst haben und gewarnt wurden, aber dagegen sehr wenig unternahmen. Man könnte meinen, dass die progressiven Juden in Österreich in manchen Belangen ähnlich einsam sind wie die liberal-säkularen Muslime.

Die „Kopf in den Sand"-Haltung und das Hofieren dieser Akteure des politischen Islams durch die österreichische Politik sind äußerst gefährlich. Daher sind die Ängste mancher Jüdinnen und Juden, insbesondere nach den negativen Erfahrungen und Erlebnissen in anderen europäischen Ländern, sehr ernst zu nehmen.

Wie schaut es mit der Diskriminierung von Frauen durch den Islam aus?

Insbesondere Juden und Muslime müssen erkennen, dass die Benachteiligung der Frauen, in welchen Bereichen auch immer, einen gesellschaftlichen und politischen Fortschritt verhindert. Eine Unterscheidung nach Geschlechtern ist mit Unwissenheit und Aberglauben gleichzusetzen. Da in Österreich die reaktionären Vertreter mehrheitlich unter dem Dach der IGGiÖ organisiert sind, kann man in dieser Frage, außer von Einzelpersonen außerhalb dieser Gruppierungen, keinen allzu großen Fortschritt erwarten. Im Gegenteil, die Uhren werden zurückgedreht.

Die gleiche Frage stellt sich zu Lesben und Schwulen.

Auf diese Frage haben alle Weltreligionen fast dieselbe Antwort. Im besten Fall Ausgrenzung und Benachteiligung, im schlimmsten Fall Verfolgung und Tötung. Daran erkennt man, dass es noch einer geistigen Reifung bedarf, unabhängig davon, welcher Konfession.

Wie ist die allgemeine oder überwiegende Position der Muslime in Österreich zur Demokratie als Staatsform?

Als Beispiel führe ich die türkischstämmigen Mitbürger an, welche schon am längsten in Österreich leben. Von den in Österreich lebenden 107.000 türkischen Staatsbürgern (insgesamt stammen ca. 300.000 Menschen aus der Türkei) haben ca. 40.000 an den letzten türkischen Wahlen teilgenommen und 68% davon die AKP gewählt. Man feierte den Ausgang der türkischen Wahlen seitens dieser AKP-Wähler lautstark in den Straßen Österreichs. Sie haben mit ihrer Wahl zum Ausdruck gebracht, dass sie sich eine autoritäre Wende à la Erdogan für die Türkei wünschen. Diese Menschen sind sich der Vorzüge der Demokratie, selbst nach vier Jahrzehnten Aufenthalt in Österreich, nicht bewusst. Das sollte uns zu denken geben.

Wie kann die Gesellschaft an die Zugewanderten herankommen, über Schulen, muslimische Vereine oder andere Formen?

Man muss hier mit seriösen Institutionen und Kooperationspartnern Konzepte entwickeln. Nicht mit solchen, die daran Geld verdienen wollen oder solchen, die opportunistische Ziele verfolgen, die vom Ausland vorgegeben werden. Die Annahme, dass man die Menschen nur über die sogenannten „Kulturvereine" erreicht, ist fatal. Diese erhalten ihre Befehle, Agenda und Politik meist direkt aus der Türkei, Saudi-Arabien und Ägypten, ebenso die finanzielle Unterstützung. Es ist offensichtlich, dass hier manche Parteien aus den Herkunftsländern Dialog und Wirtschaftskooperation sagen, aber in Wirklichkeit Konflikte schüren. Seit zirka 15 Jahren haben die österreichischen Regierungsparteien, insbesondere in Wien, unter dem Vorwand von Solidarität, Integration, Religionsfreiheit, Toleranz und unter dem Schlagwort „Wirtschaft integriert" mit diesen Politakteuren trotz vieler berechtigter Kritik zusammengearbeitet. Das Hofieren dieser Vertreter durch die Politik ist in Österreich zu einer großen Gefahr geworden. *nu*

Flucht einst und jetzt

VON ROBERTO KALMAR (TEXT UND FOTOS)

1938

Mein Onkel Fritz Kalmar wurde 1911 in Wien geboren. Nach der Matura 1930 im „Wasa-Gymnasium" entschloss er sich, Rechtswissenschaften zu studieren und promovierte 1935. Nach 13 Monaten der vorgeschriebenen Gerichtspraxis als Schriftführer bekam er eine Anstellung als Rechtsanwaltsanwärter. Die Machtergreifung durch die Nazis im März 1938 setzte seiner juristischen Laufbahn ein jähes Ende. Er war gezwungen, in der Hausverwaltung seines Onkels auszuhelfen. Dort erschien kurz nach dem Novemberpogrom ein norwegischer Reeder, um nach seinen Häusern zu schauen. Er war über die Ereignisse entsetzt und fragte, ob er irgendwie helfen könne. So kam der angehende Rechtsanwalt auf einen norwegischen Frachter.

Der Schwiegervater seines Bruders Ernst, der die Wiener Niederlassung von Warner Brothers leitete, besorgte Visa für Peru. Diese waren aber gefälscht. Es gelang Ernst und seiner Familie dennoch, nach Bolivien weiterzureisen. Dort regierte der deutschstämmige Oberstleutnant Germán Busch Becerra, und der hatte fünf Monate vor dem Novemberpogrom im „Decreto de Libre Inmigración del 9 de junio de 1938" erklärt, dass Bolivien „offen für alle, die gesund im Körper und im Geiste sind", sei und betont, „dass alle von diesem Recht Gebrauch machen können, denn in Bolivien dürfen wir nicht Komplizen des Hasses und der Verfolgungen der semitischen Elemente in europäischen Ländern werden." Nach und nach kamen Fritz, der jüngste Bruder Heinz – nach einem Jahr auf See – und Mutter Ottilie in La Paz an.

In Bolivien machte 1932 die agrarische und mehrheitlich indigene Bevölkerung der Aymara und Quechua 54,5% der Gesellschaft aus, während 14,6% zur weißen Bevölkerung und 30,9% zu

Fritz Kalmars Reisepass

den Mestizen gerechnet wurden. Die erste Zeit war für die Österreicher sehr hart. Sie beherrschten die Sprache nicht und mussten Hilfsarbeiten verrichten, um etwas Geld zu verdienen. Ernst versuchte es in einer Lampenschirmfabrik, Fritz arbeitete als Zimmermaler.

Mit der Zeit fand sich eine österreichische Gemeinde zusammen: Die Kalmars bauten eine Pfadfindergruppe („El cóndor") auf, Georg (von Eisler) Terramare eine Theatergruppe, und alles zusammen gründeten sie die „Vereinigung der freien Österreicher", deren Ziel es war, den Österreichern ein Heimatgefühl zu vermitteln und den Bolivianern klarzumachen, dass der (damals nicht existente) Staat Österreich kein Teil Deutschlands ist. Mit dem Geld, das die Theatergruppe einnahm, unterstützte man das Rote Kreuz, und gleich nach dem Krieg schickte man Care-Pakete nach Wien. Nach dem Krieg verließen fast alle Bolivien, wo man sich weder integriert hatte noch Kontakte hatte knüpfen können (wollen?).

Safa und Khadra aus Somalia

2015

Diese Geschichte hat im September begonnen, als in Nickelsdorf die erste große Flüchtlingsgruppe die Grenze erreicht und überquert hat. Übers Wochenende wurde meiner Frau und mir klar, dass der Zeitpunkt gekommen war, etwas zu unternehmen. Die Hotline des Innenministeriums war keine Hilfe, Erfolg hatte ich erst bei der Diakonie, der ich zwei Zimmer bei uns im Haus anbieten konnte.

Nach sechs Tagen kam ein Anruf: Ob wir uns vorstellen könnten, zwei Frauen aus Somalia bei uns aufzunehmen, von denen eine hochschwanger sei. Drei Stunden später habe ich unsere neuen Mitbewohnerinnen in Traiskirchen abgeholt und in unser Dorf in der Nähe Wiens gebracht.

Mir ist es wichtig zu betonen, dass alle Behörden schnell und effektiv gearbeitet haben. Das Landesklinikum Tulln war sofort bereit, die Schwangere zu untersuchen, und die Betreuung der Entbindung war äußerst liebevoll.

Am 21. Oktober wurde ein kleines somalisches Mädchen geboren, und nicht nur unsere Familie freut sich über die drei Gäste. In der Gemeinde erfahren wir viel Unterstützung, Nachbarn und Arbeitskollegen bieten immer wieder ihre Hilfe an oder bringen kleine Geschenke vorbei und wollen am Laufenden gehalten werden.

Wir wissen, wie es ist, wenn man Hilfe braucht und in unserem katholisch-jüdischen und nun auch muslimischen Haushalt können wir dafür sorgen, dass sich alle geborgen fühlen und voneinander lernen. Die Zukunft wird spannend! *nu*

„You never walk alone"

Israel wird in Österreich seit kurzem erstmals von einer Frau vertreten, Talya Lador-Fresher folgt als Botschafterin auf Zwi Heifetz, der nach Moskau übersiedelte. *Danielle Spera* und *Peter Menasse* haben mit der Diplomatin über ihre Ziele als Vertreterin des jüdischen Staates in Wien gesprochen.

FOTOS: MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

NU: Frau Lador-Fresher, Österreich ist für Sie kein ganz unbekanntes Terrain. Sie sind Mitteleuropa familiär verbunden.

Lador-Fresher: Meine Mutter wurde 1930 in Berlin, mein Vater 1922 in Leipzig geboren. Die Familie meiner Mutter kam schon vor dem Krieg nach Palästina. Die Familie meines Vaters wurde in der Schoa ermordet, meine Familie teilt das Schicksal vieler deutscher Juden. Meine Mutter ist zwar in Berlin geboren, doch sie fühlte sich ihr Leben lang als Israeli. Obwohl Deutsch die Muttersprache meiner Eltern war, haben sie zu Hause nie Deutsch gesprochen, nur Hebräisch, allerdings hat mein Vater immer in Deutsch gerechnet. Meine Eltern hatten mit der deutschen Sprache, mit deutschen Produkten, etc. immer ein Problem.

Was würden Ihre Eltern heute dazu sagen, dass so viele junge Israelis nach Berlin ziehen?

Mein Vater ist leider schon tot, aber er wäre sehr stolz, wenn er wüsste, dass ich hier Botschafterin bin, gerade von Bundespräsident Fischer die Akkreditierung bekommen habe und dann die Ehrengarde abgeschritten bin, während man die Hatikva gespielt hat. Das hätte ihn sehr glücklich gemacht.

Junge Israelis lernen Deutsch, ziehen nach Berlin, aber Wien ist nicht in ihrem Fokus. Warum ist das so?

Ich denke, es ist ein Trend. Vielleicht ändert sich das. Berlin ist eine sehr offene, pluralistische Stadt, wenn ich z. B. an LGBT (Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender) denke, das

haben Tel Aviv und Berlin gemeinsam.

Ihr Vater war schon Diplomat. Hat das Ihren Wunsch beeinflusst, in die Diplomatie zu gehen?

Was ich bin, bin ich wegen ihm.

Sie haben gesagt: „Es ist schwer, Diplomat zu sein, schwerer noch ein israelischer Diplomat zu sein, und noch schwerer, ein weiblicher israelischer Diplomat zu sein."

Es ist definitiv hart, Diplomat zu sein, alle vier Jahre muss man mit seiner Familie von einem Ort zum nächsten ziehen, sich immer neu orientieren, denn es ist überall anders. An manchen Orten spricht man die Landessprache, an anderen nicht, an manchen Orten findet man leicht Freunde, an anderen nicht. Und ein israelischer Diplomat zu sein hat einen weiteren Nachteil, weil natürlich immer die Security an deiner Seite ist – you never walk alone. Auch die Familie wird Teil des Security-Pakets, das ist eine Herausforderung.

Als ich als Diplomatin begann, war der Staat Israel 40 Jahre alt, zu diesem Zeitpunkt gab es erst vier Botschafterinnen. Also hatte ich kaum Vorbilder. Jetzt gibt es viele von uns und ich bin glücklich, die erste weibliche Botschafterin in Wien zu sein und auch die erste weibliche israelische Botschafterin im deutschsprachigen Raum, das ist eine besondere Freude.

Doch Israel hatte eine weibliche Premierministerin.

Das hat der Diplomatie auch nicht geholfen.

Hat das Geschlecht eine Auswirkung auf die Performance? Handelt eine weibliche Botschafterin anders als ein männlicher Botschafter?

Ich würde sagen, in Bezug auf den Inhalt nicht, aber wie man ihn umsetzt vermutlich schon.

Was wollen Sie hier in Wien erreichen, welche Ziele haben Sie sich gesteckt?

Ich werde versuchen, die jüngere Generation anzusprechen, junge Österreicher mit jungen Israelis zusammenzubringen. Wenn ich mir überlege, was Wien besonders macht, dann denke ich immer an die Vergangenheit, an die großartige jüdische Geschichte dieser Stadt, aber auch an die tragischen Teile der österreichischen Geschichte – den Holocaust. Doch es gibt so viel mehr als den Holocaust, daher möchte ich nach vorne schauen und überlegen, was wir zusammen mit der jungen Generation tun können. Ich denke z. B. daran, eine wissenschaftliche Vereinbarung zu erarbeiten, die es erlaubt, dass junge Menschen projektbezogen im jeweils anderen Land leben können, dann werden sie sich neben Berlin auch von Wien angezogen fühlen. Ich möchte gerne mehr israelische Kultur hierherbringen. Israel hat viel zu bieten, wichtige Schriftsteller, großartige Filme oder modernen Tanz.

Und in wirtschaftlicher Hinsicht?

Die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Österreich und Israel sind nicht annähernd so ausgeprägt wie zu Deutschland. Besonders dort, wo wir stark sind, z. B. im Hightech-Bereich. Zu guter Letzt möchte ich versuchen, in Österreich die israelischen Dilemmas zu erklären. Ich möchte Verständnis dafür erreichen. Israel steht ständig unter Bedrohung. Wie geht ein Land, das hohe ethische Standards hat, mit ständiger Bedrohung um? Die USA haben das nach 9/11 erlebt und ich frage mich, wie Europa auf den Terror in Paris reagieren wird, es betrifft ja nicht nur Paris, sondern ganz Europa.

In Israel passieren nun täglich Messerattacken. Wie reagieren die Israelis darauf?

Ich denke an die zweite Intifada, als ständig öffentliche Busse in die Luft gesprengt wurden. Damals mussten wir entscheiden, an welches Gymnasium unser Sohn gehen soll, wir haben uns dann für eine Schule nahe unserer Wohnung entschieden, damit er nicht mit dem Bus fahren muss. Die Menschen haben ihr Leben geändert, doch es war schwierig, denn ohne Autobus kommt man in Israel nicht weit. Heute weiß man nicht, wie man sich vor den Messerattacken schützen soll. Doch wir müssen zu einem normalen Leben zurückkehren, denn am Ende des Tages will keiner von uns, dass diese Terroristen es schaffen, unser Leben zu beeinträchtigen, die Freude dürfen wir ihnen nicht machen.

Wie gehen Sie mit dem negativen Image um, das Israel in Europa hat?

Ich denke, Israel ist ein gutes Vorbild, wenn es um High-Tech geht oder um Kultur. Doch es wäre gut, die Menschen zum Nachdenken zu bringen, warum wir das tun, was wir tun. Wir versuchen unser Bestes, dass wir keine unschuldige Zivilisten verletzen. Aber am Ende des Tages passiert es. Wenn Frankreich jetzt weiter Syrien bombardiert, wird es unmöglich sein, unschuldige Zivilisten nicht zu verletzten. Was sollen sie tun? Sollen sie gar nichts tun?

Israel muss für seine Siedlungspolitik jetzt den Preis eines Boykotts bezahlen, wie beurteilen Sie das?

Es ist schwierig, in Europa für unsere Siedlungspolitik Verständnis zu finden, da bin ich realistisch. Wir haben bereits mehrmals bewiesen, dass wir uns von Territorien zurückziehen, wenn wir einen Partner haben. Wir haben es mit Ägypten erzielt, sind aus dem Sinai abgezogen und 2005 aus Gaza. Wenn wir mit den Palästinensern zu einer Einigung kommen, sind wir zu einem Abzug bereit. Doch es sind noch zu viele Fragen offen. Die wichtigste ist, dass es kein Einverständnis für die Zwei-Staaten-Lösung gibt, denn die palästinensische Führung will zwar einen Palästinenserstaat, doch sie erkennt den jüdischen Staat nicht an. Das zeigt, wo wir in der Beziehung mit Palästina stehen.

Der österreichische Bundespräsident war der erste hochrangige Politiker, der nach der Unterzeichnung des Abkommens in

„Ich möchte gerne mehr israelische Kultur hierherbringen. Israel hat viel zu bieten, wichtige Schriftsteller, großartige Filme oder modernen Tanz."

„Wenn Frankreich jetzt weiter Syrien bombardiert, wird es unmöglich sein, unschuldige Zivilisten nicht zu verletzten. Was sollen sie tun? Sollen sie gar nichts tun?"

den Iran gereist ist, wie beurteilen sie das?

Wir waren darüber nicht glücklich. Israel hat seine eigene Meinung über diese Vereinbarung, und ich bin gespannt, wie die Welt reagieren wird, wenn der Iran seine Linie fortsetzt, nämlich zu täuschen und zu hintergehen. Die Machthaber im Iran sind kein Teil der Lösung, sie sind ein Teil des Problems. Es wird österreichische Firmen geben, die im Iran investieren. Diese Investitionen werden aber nicht für neue Spitäler genützt oder für die Entwicklung neuer Medikamente, sondern um die Hamas zu unterstützen, und am Ende werden sie in Form von Raketen auf uns landen.

Sie waren unlängst bei einer Rede der israelischen Menschenrechtsaktivistin Anat Hoffman anwesend, die die Regierung und die Orthodoxie in Israel stark kritisiert hat, wie geht es Ihnen dabei?

Ich denke, die jüdische Gemeinschaft ist ein Teil unserer Mischpoche, unserer Familie, da ist alles, was man sich untereinander sagt, ok. Ich kann vielen ihrer Kritikpunkte zustimmen, auch wenn sie die Regierung kritisiert, doch ich habe Bedenken, wenn derartige Kritik in Zeitungen wie dem *Standard* erscheint, und Menschen, die Israel nicht mögen, das lesen und sich denken „Israel ist ein schreckliches Land", selbst Anat Hoffman hat das gesagt, während ich versuche, die Schönheit unseres Landes zu erklären, oder die Demokratie in so einer erbärmlichen Nachbarschaft. Ich denke, das macht unser Leben schwerer, das hat sie sich vielleicht gar nicht überlegt. (Interview mit Anat Hoffman, siehe Seite 37 im **NU**)

Das würde aber doch bedeuten, dass Israelis, die die Politik Israels kritisieren, von österreichischen Medien nicht interviewt werden sollten.

Man kann Israel immer kritisieren, sogar in den österreichischen Medien, doch es gehört in einen richtigen Zusammenhang gestellt. Wir sind eine Demokratie, daher ist es völlig legitim, die Regierung zu kritisieren. Was ich hervorheben will, ist der fehlende Kontext. Man sollte immer auch den Hintergrund vermitteln und in die Tiefe gehen. Ich möchte das auch über Social Media erreichen, das ist ein Weg, wie wir jüngeres Publikum erreichen wollen. Ihnen die Probleme, mit denen unser Land konfrontiert ist, erklären, damit sie Israel besser kennenlernen.

Israel wird in Österreich erstmals von einer Frau vertreten.

Schwerpunkt also Gegenwart und Zukunft.

Wenn ich an die Vergangenheit denke, möchte ich versuchen, in Österreich mehr Menschen zu finden, die während der Nazi-Zeit Juden gerettet haben, sogenannte Gerechte unter den Völkern, hier sind es verhältnismäßig wenige, die bis jetzt gefunden wurden. Aber wenn es noch Juden gibt, die von Österreichern gerettet wurden, dann möchte ich die Retter gern auszeichnen – oder deren Kinder.

Worauf sind Sie am meisten auf der Suche in Wien?

Ich würde gerne die Menschen kennenlernen. Nicht alle natürlich, aber jene, die relevant sind für meine Arbeit. *nu*

Talya Lador-Fresher stellt sich vor:
https://www.facebook.com/IsraelinAustria/

Hallo, die Preise müssen runter!

© SERGE ATTAL/VISUM/PICTUREDESK.COM

Europa spottbillig, Israel unbezahlbar

Naor Narkis machte als „Pudding-Revoluzzer" in der deutschen Presse Schlagzeilen. In Israel setzt er sich für eine Senkung der Lebenshaltungskosten ein.

VON JOHANNES GERLOFF, JERUSALEM

Naor Narkis will mit Drogerie-Artikeln aus Deutschland in Israel ein Geschäft machen. Der 25-jährige Israeli hatte im Oktober 2014 für Furore gesorgt. In einem Berliner Discounter hatte er einen Schokopudding für 19 Eurocent fotografiert und das Foto in Facebook veröffentlicht. In Israel kostet so ein Schokopudding das Dreifache. Narkis forderte seine Landsleute auf: Wandert nach Berlin aus! Dafür wurde er in Israel als „Antizionist" beschimpft. Als „Pudding-Revoluzzer" machte er Schlagzeilen in der deutschen Presse.

Jetzt präsentiert sich Narkis auf seiner Facebook-Seite stolz als „Politiker". Trotz des günstigen Schokopuddings in der deutschen Hauptstadt ist er wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Dort will er sich für eine Senkung der Lebenshaltungskosten

Billigflüge nach Prag oder London lassen angesichts der hohen Preise im eigenen Land Wochenend-Shoppingausflüge in Europas Metropolen zu einer lukrativen Freizeitbeschäftigung für betuchte Israelis der Mittelschicht werden.

einsetzen. Auf seiner Website bittet er Barack Obama, Israelis in den USA arbeiten zu lassen, damit sie sich in Israel eine Wohnung kaufen können. Die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel solle inzwischen schon mal, so Narkis Vorstellung, für den Rücktritt von Israels Premierminister Benjamin Netanjahu sorgen.

Aber Naor Narkis macht nicht nur Worte. Er lässt auch Taten folgen, wie die *Bild*-Zeitung treffend bemerkt. Ab dem 1. September bietet er über das Internet deutsche Drogerieprodukte in Israel an. Bis zu 70 Prozent sind seine Angebote billiger, im Vergleich zu dem, was israelische Geschäfte anbieten. Ein Aftershave kostet bei Narkis statt 19 Euro nur 4,50 Euro, ein Mundspülmittel statt 10,25 Euro nur 2,95 Euro. So will er die „Mächte am Markt" unter Druck setzen, vielleicht auch selbst etwas Kapital schlagen aus dem Wirtschaftsgefälle zwischen Deutschland und Israel. Denn durch den sinkenden Euro wird Europa für Israelis immer günstiger.

Dramatischer Kursverfall

„Jetzt muss man deutsche Autos kaufen", jubelt Omar Amer, ein arabischer Händler in der Jerusalemer Altstadt. Omar ist begeisterter VW-Fahrer, beklagt sich aber regelmäßig über die hohen Ersatzteil- und Reparaturkosten. Der niedrige Eurokurs senkt die Kosten für sein Auto spürbar. Im gleichen Atemzug seufzt er aber auch: „Heute waren erst zwei Touristen hier. Das ist einfach kein Geschäft." Wie die gesamte Tourismusbranche in Israel spürt auch Omar, dass für Europäer, die Israel besuchen, allein durch den Wechselkurs alles deutlich teurer geworden ist.

Ein Priester aus dem griechisch-orthodoxen Patriarchat gleich um die Ecke betritt das Geschäft in der Christian Quarter Road und hält Omar einen Stapel Dollar-, Euro- und jordanische Dinarscheine hin. Er will sie in israelische Schekel umtauschen. Schweigend zählt der junge Araber dem Mann in der schwarzen Robe das Geld in die Hand. Kaum hat er den Laden verlassen, murmelt Omar seine eigene Wirtschaftsanalyse in den nicht vorhandenen Bart: „Die dummen Deutschen! Weil sie alles für die Griechen bezahlen, ist ihr Euro im Keller und ein Urlaub hier unerschwinglich."

Anfang Januar 2005 hatte man für einen Euro noch 5,89 israelische Schekel (NIS) bekommen. Im Juli 2015 sank die EU-Währung dann zeitweise auf unter 3,95 NIS. Konkret bedeutet das: Ein europäischer Tourist zahlte für eine Falafel zum Preis von 10 NIS vor zehn Jahren noch 1,70 Euro. Wegen des Kursverlustes muss er jetzt für das israelische Nationalgericht mehr als 2,50 Euro berappen. Wer sein Geld in Euro verdient und in Schekel ausgibt, muss wegen des dramatischen Kursverfalls des Euro und der Stärke des Schekel etwa 30 Prozent Einkommensverlust hinnehmen. Oder umgekehrt: Aufgrund der Euroschwäche muss ein europäischer Tourist heute in Israel fast 50 Prozent mehr bezahlen als vor zehn Jahren.

Finanzieller Kampf ums Überleben

Hinzu kommt nun noch, dass die Lebenshaltungskosten in Israel in den vergangenen Jahren massiv gestiegen sind. Laut *Bild*-Zeitung soll das von den 8,3 Millionen Einwohnern Israels bis zu einer halben Million Menschen auf die Straße getrieben haben. Der finanzielle Kampf ums Überleben ist in Israel inzwischen so kritisch geworden, dass es bei zwei Neuwahlen zum israelischen Parlament nur noch um die Preise von Hüttenkäse oder Schokoladenpudding ging, während vermeintlich dringlichere Probleme wie Krieg und Frieden in den Hintergrund gerieten.

Auffallend ist, dass vor allem Ausländer in Jerusalem wegen steigender Mietpreise in den vergangenen Jahren immer wieder zum Umzug gezwungen waren. Als Indikator für die steigenden Kosten für ein Leben im jüdischen Staat, ganz unabhängig vom Vergleich zu anderen Währungen, mag die Tatsache dienen, dass Wehrdienstpflichtige der israelischen Armee im Februar 2015 eine Solderhöhung von 25 Prozent bekamen, wobei Kommentatoren darauf verwiesen, dass dies bei weitem nicht ausreiche. Soldateneltern beklagen sich, dass sie die Armee doppelt unterstützen: einmal durch ihre Steuern, und auch, weil sie ihre Kinder durchfüttern und mit Ausrüstungsgegenständen versorgen müssen, die von der Armee zwar verlangt, aber nicht gestellt werden.

Für Israelis, die ihr Geld in Schekel verdienen, nicht zu den unteren Einkommensklassen gehören und keine Kinder in der Armee haben, können sich die aktuellen wirtschaftlichen Entwicklungen aber auch günstig auswirken. Der Ben-Gurion-Flughafen verzeichnet trotz niedriger Touristenzahlen ständig neue Rekordzahlen bei den Flugreisenden. Billigflüge nach Prag oder London lassen angesichts der hohen Preise im eigenen Land Wochenend-Shoppingausflüge in Europas Metropolen zu einer lukrativen Freizeitbeschäftigung für betuchte Israelis der Mittelschicht werden. So passierten allein am 13. August 2015 nicht weniger als 80.000 Reisende mit 457 Flügen Israels Tor zur Welt. Im gesamten Monat sind etwa zwei Millionen Menschen über den Ben-Gurion-Flughafen gereist, das höchste je verzeichnete Passagieraufkommen. *nu*

„Was hat Eislaufen mit Religion zu tun?“

Harry Bibring wurde 1925 in Wien geboren, wo sein Vater ein Kleidergeschäft führte. Er überlebte den Holocaust, weil er 1939 mit einem Transport jüdischer Kinder nach England kam. Er liebte das Eislaufen und ist Zeitzeuge der Geschichte des Wiener Eislauf-Vereins.

VON AGNES MEISINGER (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTOS)

Harry Bibring ist mit dem Eislaufsport aufgewachsen. Nach dem „Anschluss“ durfte er nicht mehr auf seinen geliebten Eislaufplatz. Gemeinsam mit seiner Schwester flüchtete er mit einem Kindertransport nach England. Jetzt war er auf Einladung des Jewish Welcome Service auf Wien-Besuch und hat mit **NU** über seine Jugend gesprochen. Seine Erinnerungen werden in eine Aufarbeitung der Geschichte des Wiener Eislauf-Vereins einfließen, die derzeit am Institut für Zeitgeschichte der Uni Wien in Vorbereitung ist.

NU: Können Sie sich noch an Ihren ersten Besuch beim Wiener Eislauf-Verein erinnern?

Harry Bibring: Nein, das kann ich nicht. Ich muss ungefähr fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein, als man mir Eislaufen beigebracht hat. Ich kann mich nur an das Eislaufen erinnern, aber nicht an das Lernen. Für mich ist es so, als wäre ich mit dem Eislaufen geboren worden. Wir hatten ein Kinderfräulein, das mich zum Eislaufplatz gebracht hat. Später, als ich zehn oder elf Jahre alt war, bin ich allein hierhergekommen. Hier habe ich Freunde gehabt, von denen meine Eltern nichts wussten.

„Für mich ist es so, als wäre ich mit dem Eislaufen geboren worden. Wir hatten ein Kinderfräulein, das mich zum Eislaufplatz gebracht hat. Später, als ich zehn oder elf Jahre alt war, bin ich allein hierher gekommen. Hier habe ich Freunde gehabt, von denen meine Eltern nichts wussten."

Sie erlebten die Blütezeit des WEV. Die Eisfläche war damals 10.000m² (heute 6.000m²) groß, und in der Saison 1929/1930 wurde mit 9.521 Mitgliedern der höchste Mitgliederstand in der Vereinsgeschichte erreicht. Wie war die Atmosphäre am Eislaufplatz?

Immer bummvoll. Vor allem, wenn gutes Wetter zum Eislaufen war – kalt, aber kein Schnee. Ich bin meistens nach der Schule am Nachmittag gefahren. Und da waren so viele Menschen. Auch viele Erwachsene, aber mehr Kinder. Wenn meine Schwester Gerty mitgekommen ist und eisgetanzt hat, hat meistens auch die Kapelle gespielt. Seit dieser Reise nach Wien bin ich mir sicher, dass meine Erinnerung an den Platz richtig ist. Jetzt weiß ich, dass das Hotel einen großen Teil des ehemaligen Platzes einnimmt. Zweitens, das Gebäude, wo die Kapelle gespielt hat, ist nicht mehr da. Ich kann mich erinnern, das Eistanzen war in der Mitte des Eislaufplatzes. Dort war ein Kreis abgesperrt. Für Figurenfahren war ein Teil auf der Seite des Konzerthauses vorgesehen. Und der Eishockey-Teil war auf der Straßenseite, heute bei der Lothringerstraße.

Ihre große Leidenschaft war das Eisschnelllaufen. Zahlreiche international erfolgreiche Eisschnellläufer, wie Max Stiepl oder Karl Wazulek, waren zu dieser Zeit für den WEV aktiv. Haben Sie eine Sportkarriere angestrebt?

Wie alles, habe ich auch das Eisschnelllaufen nicht anständig gemacht. Ich wollte schnell laufen, aber ich hatte kein Interesse, daran zu arbeiten. Training war nichts für mich. Ich wollte nur schneller laufen als jeder andere am Eislaufplatz.

Welchen Aktivitäten konnte man beim WEV noch nachgehen? Der Verein hatte ein beim Wiener Publikum sehr beliebtes Eishockeyteam.

Mein Vater hat mir von Anfang an gesagt: „Du darfst eislaufen, aber nicht Eishockey spielen. Eishockey ist sehr gefährlich und du wirst dich verletzen." Er hat es so oft gesagt, dass ich natürlich gedacht habe, ich muss das probieren. Dann bin ich einmal zu einem Eishockeytraining gegangen und habe gefragt, ob ich Eishockey lernen kann. Und gleich im ersten Training habe ich einen Unfall gehabt – mein Finger wurde von einem Schlittschuh überfahren und ich hatte eine Wunde. Ich konnte dann gar nicht anders als zuzugeben, dass ich Eishockey probiert habe. Mein Vater ist sehr zornig geworden und hat mir zur Strafe verboten, eislaufen zu gehen. Aber das hat mich nicht gekümmert, ich bin trotzdem gegangen. Eishockey habe ich aber nicht mehr probiert.

Ja, und die Faschingsfeste waren immer sehr toll. Ich war oft dabei und habe mich gern verkleidet. Die Musik kam von einem Orchester. Das war, wenn man vom Konzerthaus hinunterschaut, auf der rechten Seite im ersten Stock. Darunter waren die Umkleidekabinen.

Nach dem „Anschluss" sank der Mitgliederstand des WEV aufgrund der „Arisierung des Vereins" schlagartig von etwa 5.500 auf 2.700 Personen. Auch den vom NS-Regime als jüdisch definierten Saisonkartenbesitzern und Tagesbesuchern war Eislaufen am Platz des WEV nicht mehr gestattet. Wie haben Sie den Ausschluss aus dem Verein erlebt?

Das war wirklich unglaublich für mich. Das war das erste Mal, dass ich Judenverfolgung richtig gespürt habe. Ich bin eines schönen Tages – es muss sehr knapp nach dem „Anschluss" gewesen sein – zum Eislauf-Verein gegangen. Ohne etwas zu wissen, bin ich mit meiner Saisonkarte bei der Kassa vorbeigegangen. Plötzlich hat man mich angeschrien: „Harry Bibring! Kannst du nicht lesen?" Ich war erstaunt, dass sie meinen Namen gewusst haben. Ich habe mich nie mit der Kassa unterhalten, ich hatte ja eine Saisonkarte. Ich habe mich umgedreht und eine große Tafel gesehen. Ich weiß nicht mehr genau die Worte, die darauf gestanden sind. „Juden verboten!" oder „Juden werden nicht hereingelassen!" Ich wusste, dass Juden nicht beliebt sind. Sie wollten mir aber nicht erklären, warum ich nicht hineindarf. Sie haben nur gesagt: „Raus!" Ich durfte nicht einmal meine Eislaufschuhe aus meinem Kasten in der Garderobe holen. Ich habe den ganzen Weg nachhause geweint. Zuhause habe ich das meiner Mutter erzählt und gefragt: „Was hat Eislaufen mit Religion zu tun?" Sie hat mir dann erklärt, dass es so weitergehen wird, bis diese Regierung weggeht. Sie wollte es mir leicht machen und hat gesagt: „Regierungen bleiben nicht immer gleich. Vielleicht kannst du in der neuen Saison wieder eislaufen."

Nach wenigen Wochen habe ich gemerkt, dass es nur eine von vielen Sachen war, die für Juden jetzt verboten waren. Ab dann bin ich sehr schnell erwachsen geworden. Bis zur „Kristallnacht" war ich voll informiert. Ich habe dann gewusst, dass wir unser Leben ändern oder auswandern müssen.

Wie hat Ihre Schwester auf den Ausschluss reagiert?

Sie hat mir sehr geholfen. Als wir erwachsen waren, haben wir viel darüber gesprochen und diskutiert. In der Zeit in England war sie meine Schwester, meine Mutter und meine Lehrerin. Sie hat einen großen Einfluss auf meine jüngeren Jahre gehabt und mir geholfen, ein normaler Mensch zu werden, in der Zeit des Krieges.

Ihre Eltern beschlossen, Sie und Ihre Schwester mit einem Kindertransport des Inter-Aid Committee for Children nach London zu schicken.

Die Reise hat am 13. März 1939 begonnen. Der Plan war, dass meine Eltern zwei Monaten später auch nach England kommen würden. Ich kann

„Ich muss fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein, als man mir Eislaufen beigebracht hat."

mich sehr gut erinnern, wie wir am Westbahnhof in den Zug eingestiegen sind. Da waren sehr kleine Kinder, und es wurde viel geweint. Ich habe, glaube ich, nicht geweint. Ich war sehr gut vorbereitet von meinen Eltern, und Gerty war da. Der Zug wurde stark von SA-Truppen kontrolliert und ist fast nie stehen geblieben, außer für Kohle und Wasser. Nach einer Schifffahrt sind wir im Hafen von Harwich in Ost-England angekommen. Ein Zug hat uns zur Liverpool Station gebracht, von dort wurden wir mit einem Autobus an einen Ort in London gebracht, wo uns die Leute, die uns aufnahmen, abgeholt haben. Am Nachmittag des 15. März kamen wir in ihrem Haus an.

Konnten Sie in England eislaufen?

Der Zweite Weltkrieg hat in England am 3. September 1939 angefangen. Die Behörden haben geglaubt, dass der Krieg mit deutschen Bomben auf die Großstädte beginnen wird und haben alle Schulen aufs Land evakuiert. Wir sind in ein kleines Dorf namens Fletton gekommen, in der Nähe der Stadt Peterborough. In dieser Gegend gab es viele Gruben, aus denen Material für die Herstellung von Ziegeln entnommen wurde. Die alten, die schon leer waren, waren voll mit Wasser. Im Oktober und November war es kalt und die Gruben sind zugefroren. Dort habe ich Leute gesehen, die auf diesen Eisplätzen gelaufen sind. Wenn ich Eisschuhe gehabt hätte, wäre ich höchstwahrscheinlich gelaufen.

Sie leben seit Ihrer Flucht in London. Wann sind Sie nach dem Zweiten Weltkrieg erstmals wieder nach Wien gekommen?

1951, das weiß ich genau. Ich war sehr enttäuscht, wie schlecht Wien ausgeschaut hat. Es gab etliche Fenster in Wohnhäusern ohne Glas, nur mit Vorhängen. Die Straßen waren nicht sauber und der Stadtpark nicht voll wie früher. Es war wirklich nicht mein Wien. Ich habe meine Frau zu allen Plätzen gebracht, wo ich meine Kindheit verbracht habe, auch zum Eislauf-Verein. Im Esterhazypark, wo ich als Kind gespielt habe, stand dieser Bunker – es war wirklich furchtbar anzuschauen. „Was ist so schön an Wien?", hat meine Frau gefragt. Aber sie hat in späteren Jahren doch erkannt, dass es eine wirklich herrliche Stadt ist.

Damals habe ich auch erfahren, wie mein Vater und meine Mutter umgekommen sind. Ich bin zu der letzten Adresse hingegangen, die ich von meinen Eltern hatte. Zu meinem Glück war der Hausbesorger noch derselbe, der während des Kriegs dort war. Er hat uns genau erzählt, was mit meinen Eltern passiert ist. Das war auch der Anfang für mich, weitere Sachen zu erforschen, was ich dann bei späteren Besuchen in Wien gemacht habe.

Sie haben über 400 Zeitzeugengespräche in Schulen geführt. Für den WEV sind Sie für die Aufarbeitung der eigenen Geschichte während der NS-Zeit ein wichtiger Gesprächspartner.

Knapp 450 Gespräche habe ich geführt. Die meisten in Großbritannien, etwa 15 in Wien und eines in den Vereinigten Staaten. In ganz Großbritannien – von Nord-Schottland bis Süd-England und bis nach Nordirland. Ich gehe überall hin, wohin man mich schickt. *nu*

Harry Bibring wurde am 26. Dezember 1925 in Wien geboren. Nach dem „Anschluss" im März 1938 lebte er noch zwölf Monate in der Stadt. Im Laufe dieses Jahres wurde er aus seiner Schule geworfen, und es wurde ihm der Zutritt zu seinen Lieblingsorten verboten. So durfte er als Jude nicht mehr in Parks spielen oder seiner großen Leidenschaft – dem Eisschnelllaufen – nachgehen. Im November 1938 erlebte Harry Bibring die Novemberpogrome. Er wurde Zeuge, wie Jüdinnen und Juden zu „Reibpartien" gezwungen und körperlich misshandelt wurden, seine Synagoge niederbrannte und das Kleidergeschäft seines Vaters geplündert und zerstört wurde. Mit einem Kindertransport konnten Harry und seine Schwester Gerty im März 1939 nach London flüchten – seine Eltern sah er danach nie wieder. Sein Vater Michael verstarb 1941 an einem Herzinfarkt, den er infolge einer Festnahme erlitt; seine Mutter Ester Lea wurde am 14. Juni 1942 in das Konzentrationslager Sobibor deportiert, wo sie am 22. Juni 1942 ermordet wurde.

„Ich wusste, dass Juden nicht beliebt sind. Sie wollten mir aber nicht erklären, warum ich nicht hinein darf. Sie haben nur gesagt: ‚Raus!' Ich durfte nicht einmal meine Eislaufschuhe aus meinem Kasten in der Garderobe holen."

A sibirisches Schtetl?

VON DAVID BOROCHOV

In der Sowjetunion der 1920er Jahre wurde die Situation der ansässigen Juden zunehmend ungemütlicher. Versuche, die Juden an der Krim und in der Ukraine anzusiedeln, scheiterten am Protest der lokalen Bevölkerung. Da sich die Juden wegen vielfältiger Fähigkeiten als äußerst rentabel erwiesen, wollte Stalin sie unter keinen Umständen verlieren. Er befürchtete, sie würden sich dem zionistischen Gedanken anschließen und nach Palästina abwandern. Bei der Suche nach einem geeigneten Gebiet wollte er gleich noch ein Problem lösen. Er sah Probleme für sein Land in der Instabilität Chinas, wo ein Bürgerkrieg wütete. Eine Ausbreitung auf sowjetisches Staatsgebiet schien zwar nicht wahrscheinlich, aber doch möglich. Auch eine japanische Expansion in die fernöstlichen Gebiete der UdSSR war nicht unrealistisch. Die logische Folge war die Errichtung einer jüdischen autonomen Region im dünn besiedelten Grenzgebiet, die damit zu einer Pufferzone werden sollte. Stalin hoffte zudem auf eine erstmalige wirtschaftliche Nutzung dieser Flächen, auf die sich bis dato kaum Menschen verirrt hatten.

© CC-BY-SA-3.0

Die größte Menora der Welt steht vor dem Bahnhofsgebäude von Birobidschan.

„Sowjetisches Zion“

Sieben Zeitzonen von Moskau entfernt ließ Stalin also ein „sowjetisches Zion“ planen, in dem Juden „frei wie in Jerusalem“ sein konnten. Diese Nachricht verbreitete sich nicht nur unter den sowjetischen Juden wie ein Lauffeuer. Kommunistische Juden aus aller Herren Länder, etwa den Vereinigten Staaten, Argentinien und Bessarabien wanderten nach Birobidschan aus. Da es Juden im Zarenreich nicht erlaubt gewesen war, Ackerbau zu betreiben, wurden diese Einwanderer aus anderen Ländern dringend benötigt. Die eigens für Birobidschan gegründete amerikanische Hilfsorganisation IKOR sammelte Spenden, um Juden die Überfahrt zu ermöglichen und den Pionieren Landmaschinen zu kaufen.

Den stadtplanerischen Auftrag erhielt der der Schweizer Architekt Hannes Meyer. Der ehemalige Direktor des Dessauer Bauhauses traf mit seiner radikalen Auffassung von Architektur genau den Geschmack der Kommunisten. Von diesen, wie es damals hieß, „goldenen Jahren“ des jüdischen Lebens zeugt heute nur noch wenig. Mit den stalinistischen Säuberungen wurden die jiddischen Schulen und Theater geschlossen, jiddische Intellektuelle fielen dem Spionagewahn zum Opfer. *nu*

Während meiner Recherchen zu diesem Artikel erfuhr ich von meiner Familie, dass auch mein Großvater, Jura Borochov, im Jahr 1968 in Birobidschan gewesen war. So führte ich mit ihm das folgende Gespräch:

David: Hallo Bobo, wie hat es dich nach Birobidschan verschlagen?

JB: Als ich Anfang 30 war, habe ich begonnen, mit Stoffen zu handeln. Das Geschäft lief sehr gut, ich kam in die entlegensten Gebiete des Landes. Irgendwann hörte ich von dieser Oblast in Sibirien, wo viele Juden leben sollten. Ich dachte mir, da gebe es bestimmt etwas zu verdienen.

David: Und?

JB: Nichts! Einöde! Kaum einen Juden bekam ich zu Gesicht, von einer Textilfabrik zu schweigen. Die, die ich traf, erzählten mir, dass dieses Gebiet nur von Propaganda lebt. Dass die Gefängnisse zu Stalins Zeiten schlicht so überfüllt waren, dass er hier eine Art Freiluftgefängnis schuf. Durch die häufigen Überschwemmungen und die eiskalten Winter war der Boden außerdem sehr schwer zu bewirtschaften. Es gab an diesem Ort damals nichts Gutes, heute sieht es womöglich anders aus. Bekannte von uns besitzen dort jetzt eine Papierfabrik und meinen, es wäre nun besser da. Auch für die Juden. Dort möchte ich jedenfalls nie wieder hin.

* * *

Etwas besser dürfte es tatsächlich geworden sein. Der *Birobidschaner Schtern*, die frühere jiddische Zeitung, die eingestellt war, erscheint heute wieder und enthält einmal pro Woche einige Seiten auf Jiddisch. Die Stadt hat wieder eine Synagoge samt Oberrabbiner bekommen. In der jiddischen Schule und an Universität werden momentan zum Großteil Gojes unterrichtet. Aber vielleicht gibt es tatsächlich schon bald eine florierende jiddische Szene im „sibirischen Jerusalem“.

Ein vergessenes Wiener Konzertcafé

Der „Palmhof" der Brüder Pollak war ein beliebtes Tanzcafé, in dem bekannte Musiker spielten und dessen Konzerte im Radio übertragen wurden. Nach 1945 geriet es in Vergessenheit.

VON KATJA SINDEMANN

„Schade ist's um ein großes Tanzcafé, das sich am Anfang der äußeren Mariahilfer Straße befand. Ecke Palmgasse war das Café Palmhof etabliert und erfreute sich ein halbes Jahrhundert lang seiner Beliebtheit. Fünf-Uhr-Tee, Publikumstanz mit Kapellen wie Hans Neroth, Viktor Duchini, Ludwig Babinski und viele bekannte Bands ließen das Herz der Tanzfreudigen höher schlagen", so Joe Hans Wirtl über Musik in Rudolfsheim. 1919 übernahmen die mährischen Brüder Otto und Karl Pollak das seit dem 19. Jahrhundert bestehende Café, das gegenüber dem Eingang des Kaiserin-Elisabeth-Bahnhofs (heute Westbahnhof) lag. Das Geld erhielten sie von ihrem Vater unter der Bedingung, dass beide Inhaber würden.

Das Kaffeehaus war historistisch eingerichtet, mit Sitzlogen, roten Lederbänken, Samtvorhängen und dunklen Möbeln. Otto Pollak, der im Ersten Weltkrieg ein Bein verlor und mit Orden ausgezeichnet wurde, machte es mit Abendkonzerten und sonntäglichem Fünf-Uhr-Tee zu einem beliebten Tanzlokal. „Vater war der charismatische Visionär, während Onkel Karl für Finanzen zuständig war. Vater betrachtete es später als Fehler, Karl als Teilhaber zu haben. Mutter aber meinte, dass das Café ohne ihn bald pleite gewesen wäre", schmunzelt Tochter Helga Pollak-Kinsky (85).

Otto Pollak führte den neuen Jazz ein und reiste zwecks Talentsuche durch Europa. Einige, die im Palmhof ihren ersten Auftritt absolvierten, machten später Karriere. Ferry Löring (František Löwy; 1899–1964) war ein jüdischer Operettentenor, der auch Schlager einspielte und in Wien, Berlin, Linz, Prag sowie im Rundfunk auftrat. Saxophonist Charly Gaudriot (Karl Gaudriczek; 1895–1978) hatte sich Jazz autodidaktisch angeeignet und trat jahrzehntelang mit seinem Jazzorchester auf, spielte aber auch Wienerlied und Schlager. Hans Neroth (1911–1994) beglückte selbst in der NS-Zeit seine Fans mit Jazz und Swing. In seinem Studio N im Hernalser Vergnügungszentrum (heute Metropol) traten in den 1950er und 60er Jahren viele Nachwuchsbands auf. Franz (Ferry) Zelwecker (1911–1998) leitete das Kleine und Große Wiener Rundfunkorchester und wurde 1950 Operndirektor in Addis Abeba. Hier traf er Helga Pollak-Kinsky wieder, die damals mit ihrem Mann in Äthiopien lebte. „Er hatte früher im Palmhof gespielt und mich als kleines Kind am Schoß gehalten", erinnert sie sich.

Auch Größen wie Richard Tauber, Fritz Imhof, Oskar Karlweis, Franz Léhar, Hans Moser oder Hans Thimig waren zu Gast. „Fürst Starhemberg kam immer mit seiner Dogge, um Zeitungen zu lesen", erzählt sie. „Das Johann-Strauss-Denkmal im Café wurde 1926 von der Witwe Adele enthüllt." Der in Künstler- und Kaffeesiederkreisen geschätzte Otto Pollak war 1928 Konkursverwalter des von Adolf Loos eingerichteten Konzertcafés Capua in der Johannesgasse. „Er hat es noch ein Jahr weitergeführt, damit sich die Künstler eine andere Arbeit suchen konnten", so Helga Pollak-Kinsky.

Café Palmhof im Radio

Ab 1931 wurden die Palmhof-Konzerte regelmäßig von der RAVAG (Radioverkehrs-AG, Vorläuferin von ORF Radio) übertragen, wovon Einträge in den Programmheften *Radio Wien* zeugen. Zeitzeuge Rolf Lang erinnerte sich: „Jeden Donnerstag stand der RAVAG-Wagen hinterm Café. Da ich kein Geld hatte, bin ich dort gestanden und habe gehorcht. Durch die Kabel und Schläuche hat man die Musik gehört." Im Dokufunk-Archiv sind noch zwei Lieder der „Blue Boys" aus dem Palmhof erhalten. Pianist Toni Berg erinnerte sich: „Ein Ingenieur Richter hat mit seinem Gerät Aufnahmen gemacht und sie später der RAVAG übergeben. Dr. Placheta, Vater von Gunther Philipp, spielte Saxophon." 1935 wurde die 100. Live-Übertragung gefeiert. Heute sind die Schellacks von damals größtenteils verloren.

Neugestaltung durch berühmte Innenarchitekten

1924 wurde das Café vom Architekten Leopold Liebl mit Thonet-Sesseln, rot-grünen Ranken und Farbakzenten aufgelockert. Eine völlige Neugestaltung wurde 1930 von Leonhard Schöppler und Ernst Kornfeld durchgeführt: Silberkugeln an der Decke, Lichter über der Tanzfläche, zeitgemäße Sitzgarnituren. Die neue Küche mit Eiskästen, Heizung und Elektrik wurden in Fachzeitschriften gerühmt. 1935 stylten Schöppler und Kornfeld den Palmhof als Pirateninsel: Das Café wurde zur Südseeinsel mit Palmen, Palmwedel zierten auch das Geschirr, und die Ober steckte man in mexikanische Gewänder (die sie allerdings schon in der ersten Nacht wieder auszogen). Beim Publikum kam die Idee leider nicht gut an, und auch aufgrund der Wirtschaftskrise blieben die Gäste aus. 1937 gestalteten dann die Architekten A. Kauer und Fritz Jüptner-Jonstorff das Café unter dem Motto „Wien bei Nacht" zum Wienerwald-Heurigen. „Ein schrecklicher Kitsch", kommentiert Helga Pollak-Kinsky trocken.

Der Palmhof im Jahr 1930.

© PRIVATARCHIV KINSKY

Arisierung, Flucht und Tod

1934 hatte es erste Anschläge auf den Palmhof gegeben. Nach dem Anschluss „übernahm" der Oberkellner Kaffeehaus und Wohnung der Pollaks. „Mit 27. 6. 1938 hat ein Gustav Raisinger die Übertragung durch die Vermögensstelle beantragt, wobei das Verfahren mit 15. 4. 1939 abgeschlossen wurde. Herr Raisinger musste an die Vermögensstelle 80.000 Reichsmark ‚Entjudungserlös' bezahlen. Davon hatte Herr Raisinger bestehende Schulden des Betriebs zu bezahlen. Nur 15.108,75 RM gingen an die Vermögensstelle", so die Auskunft der WKW-Fachgruppe Kaffeehäuser.

Helga Pollak-Kinsky: „Dass Raisingers Tochter jetzt in meinem Kinderbett schlief, hat meine Mutter sehr erbost." Karl Pollak floh 1938 in seine Heimatstadt Kyjov, wohin auch Helga gebracht wurde. Ihre inzwischen von Otto geschiedene Mutter emigrierte nach England. Otto Pollak kam 1941 nach Kyjov, nachdem er nur knapp einem Transport entkommen war. 1943 wurde die Familie nach Theresienstadt deportiert, Karl Pollak weiter nach Auschwitz. Man hörte nie wieder von ihm. Otto Pollak als hochdekorierter Kriegsinvalide überlebte Theresienstadt mit Tochter Helga und kehrte 1945 nach Wien zurück, wo er sich um die Rückgabe bemühte. Doch das Palmhof war jetzt Offizierscasino einer marokkanisch-französischen Division und wurde erst 1953 in devastiertem Zustand zurückgegeben. Nun hatte Otto Pollak nicht mehr die Kraft, neu anzufangen. 1945 schrieb er an seine Exfrau: „Ich beobachte das Mimikry der Wiener, die sich einen neuen Anstrich geben wollen, um in der neuen Umwelt nicht aufzufallen. Als man darangehen wollte, eine Naziwohnung zu räumen, will niemand bei der Partei gewesen sein. So erlaubte ich mir das bittere Scherzwort ‚Zum Schluss werde ich der SA-Mann gewesen sein'."

Heute befindet sich an der Stelle des Café Palmhof ein Supermarkt. Nur Inventarstücke, Fotos, Gästebücher und Widmungen erinnern an seine Glanzzeit zwischen den Weltkriegen. Das Café Palmhof findet sich bislang weder in der Geschichte der bekannten Wiener Kaffeehäuser noch in der jüdischen Geschichte des 15. Bezirks. *nu*

Das Kaffeehaus war historistisch eingerichtet, mit Sitzlogen, roten Lederbänken, Samtvorhängen und dunklen Möbeln. Otto Pollak machte es mit Abendkonzerten und sonntäglichem Fünf-Uhr-Tee zu einem beliebten Tanzlokal.

Liberal, aber nicht beliebig

Die Or-Chadasch-Gemeinde feiert ihr 25-jähriges Bestehen. Aller Anfang war schwer, trotzdem hat man sich in Wien behauptet – was alles andere als selbstverständlich war.

VON PETRA STUIBER

Wenn er zurückblicke, sagt Theodor Much, seien die letzten 25 Jahre alles andere als ein Spaziergang gewesen. Doch jeder einzelne Kampf, jede Auseinandersetzung, jede noch so mühsame Geduldsprobe im Sinne von Or Chadasch habe sich gelohnt, sagt der Arzt: „Heute haben wir eine lebendige jüdisch-liberale Gemeinde in Wien. Das ist alles andere als selbstverständlich." Das Nicht-Selbstverständliche wurde Anfang November auch mit einem Festakt stolz begangen.

Heute führt die Reformgemeinde Or Chadasch eine eigene Synagoge in Wien. Deren Betrieb wird sogar ein wenig von der (orthodoxen) Mehrheitsgemeinde unterstützt (durch Miet-Nachlass und eine kleine Subvention). Es gibt einen liberalen Rabbiner, der zumindest einmal im Monat aus Berlin kommt, man feiert Über- und Eintritte in das Judentum, Bar und Bat Mizwas; derzeit fühlen sich rund hundert Mitglieder bei Or Chadasch religiös zuhause.

Was Much mit der Bemerkung „alles andere als selbstverständlich" meint, lässt sich gut an der Geschichte des ersten Gottesdienstes am 4. Mai 1990 erzählen: Much war zum damaligen Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG), Paul Grosz, gepilgert und hatte ihn gebeten, Or Chadasch das Gemeindezentrum zur Verfügung zu stellen. Grosz' Antwort: „Das ist eine Atombombe!" Der erste Gottesdienst fand dann im Hotel Imperial statt.

Dorn im Auge

Es habe eine Menge Vorurteile gegen Or Chadasch gegeben – und es gebe sie noch, beklagt der Begründer. Das hänge wohl damit zusammen, dass es in Österreichs Geschichte zwar ein starkes säkulares Judentum gegeben habe (etwa mit Theodor Herzl und seiner Idee des Zionismus), aber nie eine liberal-religiöse Tradition. Kaum jemand in Wien habe vor Or Chadasch gewusst, was Reformjudentum überhaupt bedeute, schrieb etwa Rabbiner Walter Rothschild.

Einer der gängigen Vorwürfe gegen Or Chadasch sei, dass es die „Liberalen" mit dem jüdischen Gesetz, der Halacha, nicht so genau nähmen. Auch die totale Gleichberechtigung von Frauen ist vielen Orthodoxen ein Dorn im Auge: dass Frauen in der Synagoge neben den Männern sitzen, dass das liberale Judentum Rabbinerinnen kennt und die Mädchen ihre Bat Mizwa begehen und dabei auch aus der Tora lesen dürfen – all das ist bei religiös Orthodoxen nicht denkbar.

Die progressive Theologie geht davon aus, dass die göttliche Offenbarung ein fortwährender Prozess ist. Jede Generation müsse sich mit den Gesetzen kritisch auseinandersetzen und sie, mit Rücksicht auf gesellschaftliche und soziale Entwicklungen, neu interpretieren – oder ganz aussetzen. Die Orthodoxie glaubt, dass Moses auf dem Berg Sinai nicht nur alle fünf Bücher, die Tora, von Gott diktiert bekam, sondern auch deren Auslegung – also den Talmud. Nichts sei seither daran zu verändern, so der Glaube. Obwohl – so ganz stimme das auch nicht, korrigiert Much: Etwa zwei Drittel der Tora würden sogar von Ultra-Orthodoxen nicht praktiziert – etwa alle Bestimmungen zu Lebendopfern oder zur Todesstrafe oder der automatische Schuldenerlass nach sieben Jahren. Man müsse die Bibel auch historisch betrachten, und sie, tausende Jahre später, ihrem Sinne nach auslegen, meinen die Liberalen.

„Wir wünschen uns mehr Mitglieder"

Damit dies nicht beliebig geschieht, wurde 1990 das Freehof-Institut für progressive Halacha gegründet – mit Sitz in Israel und in den USA. Man könne das Gebot der Gleichberechtigung von der Halacha ableiten, wird dort etwa argumentiert – genauso wie die Tatsache, dass die „Unreinheit" der Menstruation sich nicht übertrage, wenn eine Frau die Torarolle berührt. Obwohl dem Reformjudentum, weltweit gesehen – und vor allem in den USA – bei weitem die meisten Menschen jüdischen Glaubens angehören, gibt es reale Diskriminierung. Während etwa der Staat Israel Übertritte nach liberalem Recht anerkennt (und Übergetretene etwa auch zum Militärdienst einberuft), akzeptiert das orthodoxe Rabbinat von Jerusalem dies nicht. „Schizophren" nennt das Theodor Much, und es habe handfeste Folgen: Etwa jene, dass man in Israel nicht heiraten darf, der Besuch jüdischer Schulen nicht erlaubt oder die Beerdigung auf einem jüdischen Friedhof nicht möglich ist.

Wenn man sich in Wien etwas wünscht für die nächsten 25 Jahre, dann erst einmal genau dies: Dass Vorurteile abnehmen und das Nebeneinander von Orthodoxen und Liberalen in Wien zu einem Miteinander wird. Und dann, sagt Much augenzwinkernd, „wünschen wir uns natürlich mehr Mitglieder" – und irgendwann auch ein Rabbiner, der vielleicht fix in Wien ist. Ob und wie man sich das leisten wird können, ist wiederum eine andere Geschichte. *nu*

Einer der gängigen Vorwürfe gegen Or Chadasch sei, dass es die „Liberalen" mit dem jüdischen Gesetz, der Halacha, nicht so genau nähmen.

Der Traum von einer anderen Mauer

Anlässlich der 25-Jahr-Feier der liberalen jüdischen Gemeinde Or Chadasch besuchte Anat Hoffman Wien. NU hat sie getroffen.

VON ERIC FREY (TEXT) UND REGINE HENDRICH (FOTOS)

Sie ist die Vorkämpferin in einer der symbolträchtigsten Auseinandersetzungen in einer Stadt, in der es an Konflikten nicht mangelt. Anat Hoffman hat 1988 die Frauenrechtsbewegung „Women of the Wall" mitgegründet, die dafür kämpft, dass auch Frauen an der Klagemauer in Jerusalem genauso wie Männer beten dürfen – nach den Prinzipien des liberalen Judentums, aber gegen die Gesetze der Orthodoxie, die am *Kotel*, wie die Mauer umgangssprachlich genannt wird, das Sagen hat. Hoffman leitet heute das „Israel Religious Action Center" (IRAC), eine Einrichtung des progressiven Judentums, die für die Rechte von Frauen, Einwanderern und Minderheiten in Israel kämpft.

NU: Was ist der Stand der Dinge in Ihrem Kampf an der Kotel?

Anat Hoffman: Religiöse Handlungen, die gegen die lokale Tradition verstoßen, sind untersagt. Das wird mit einem Jahr Gefängnis geahndet. Aber dieses Gesetz wird nicht angewandt. Denn die Gerichte wollen nicht entscheiden, was die lokale Tradition tatsächlich ist. Uns „Women of the Wall" gibt es seit 25 Jahren, wir gehören dazu.

Das heißt, Frauen können wie Männer beten?

Sie können Talit tragen, laut beten, Teffilin legen und Schofar blasen. Nur aus der Tora zu lesen ist verboten, weil man keine Tora von außen hineintragen darf. Und Chanukka-Kerzen dürfen nicht angezündet werden, weil die einzige Chanukkia im Männersektor steht. Wir fordern deshalb, dass die Politik heuer das Anzünden der nationalen Chanukkia boykottiert.

Kann sich daran noch etwas ändern?

Durch die Macht der Ultra-Orthodoxie haben die Israelis die Fähigkeit zu träumen verloren, dass es mehr als einen Weg geben kann, jüdisch zu sein. Mein Traum ist eine Mauer, an der sich alle willkommen fühlen.

Aber die Kotel ist den Orthodoxen doch so viel wichtiger als liberalen Juden. Kann man ihnen diesen Ort nicht lassen?

Es geht hier um den Staat. Ich habe kein Problem mit der Ultra-Orthodoxie, die dort eine ultra-orthodoxe Synagoge haben will, sondern mit dem Staat, der ihr den Schlüssel zu dieser heiligen Stätte des Judentums gegeben hat. Sie hat in den letzten 48 Jahren viel zu viel bekommen. Orthodoxe sagen, sie können nicht beten, wenn Frauen in der Nähe das ebenfalls tun. Das ist ein unmoralisches Argument. Ich bin zu Kompromissen bereit: Legen wir Zeiten fest, wann Frauen beten dürfen. Wir haben mit den Muslimen Lösungen für das Grab der Patriarchen in Hebron gefunden, warum gelingt das nicht unter Juden?

Anat Hoffman, Mitbegründerin der Frauenrechtsbewegung „Women of the Wall"

Einerseits gewinnt die Ultra-Orthodoxie in Israel an Einfluss, andererseits erhält das liberale Judentum mehr Rechte. Welche Entwicklung ist stärker?

Die ultraorthodoxen Parteien erstarken nicht aus eigener Kraft, sondern weil die Säkularen schwächer werden. Die rechten Parteien bieten ihnen viel, und die Linken dann noch mehr. Daher wächst ihr Appetit, und ihre Forderungen werden immer empörender.

Was ist denn aus Ihrer Sicht das größte Problem mit der Macht der Ultra-Orthodoxie?

Dass ultra-orthodoxe Schüler vom normalen Lehrstoff ausgenommen sind und nichts über die moderne Welt wissen. Das ist eine Tragödie für Israel. Sie finden keine Arbeit, nur als Rabbiner und Kaschrut-Inspektoren. Deshalb gibt es auch immer mehr Kaschrut-Schulen und -Inspektoren. Die armen Hotelbesitzer: Sie benötigen heute eine Kaschrut-Bestätigung sogar für Zucker. Seit wann gibt es koscheren Zucker? Und sie dürfen im Galil nicht mehr Wasser aus dem Kinneret nehmen, weil etwas in den See hineingefallen sein könnte. Hat man je von nicht-koscherem Wasser gehört?

Welche Folgen hat das für Gesellschaft und Wirtschaft?

Im Jahr 2020 wird ein Viertel aller Schüler nicht beschäftigbar sein. Wir werden sie ihre großen Familien ernähren? Sie werden von Sozialhilfe abhängig sein. Die Rabbiner, die einst den Talmud geschrieben haben, haben daneben gearbeitet. Warum ist das heute nicht mehr möglich? Eine kleine Elite von 1.000 oder 2.000 Gelehrten können wir aus öffentlichen Mitteln bezahlen, aber doch nicht 100.000.

Und wie steht es mit dem liberalen Judentum in Israel?

Es gibt inzwischen staatliche Förderungen für sechs progressive Rabbiner – gegenüber 1.600 orthodoxen – und ein bisschen Geld für den Bau von Synagogen. Doch selbst das erforderte einen langen Kampf, und sie werden dennoch nicht als Rabbiner anerkannt. Dabei lehnen immer mehr Israelis die orthodoxen Institutionen ab. Zwölf Prozent sagen, sie würden einen nicht-orthodoxen Rabbiner bevorzugen, das ist eine Million Israelis. Politik und Gesellschaft entwickeln sich in sehr unterschiedliche Richtungen. *nu*

„Durch die Macht der Ultra-Orthodoxie haben die Israelis die Fähigkeit zu träumen verloren, dass es mehr als einen Weg geben kann, jüdisch zu sein. Mein Traum ist eine Mauer, an der sich alle willkommen fühlen."

Bitte kein Tohuwabohu!

Teil 2

Um kein Tohuwabohu (1) bezüglich der Verwendung von jiddischen oder hebräischen Wörtern bzw. Ausdrücken aus dem Rotwelsch in der deutschen (eigentlich österreichischen) Sprache aufkommen zu lassen, ist in dieser Rubrik die Form von Mini-Texten gewählt.

VON PETER WEINBERGER

Lautere & unlautere Geschäfte

Gelegentlich dreht es sich bloß um(s) **Moos** (2): Der erwünschte (hochdeutsche) **Reibach** (3) aus einem Geschäft bleibt aus und eine **Pleite** (4) zeichnet sich ab. Es war leider keine **Mezzie** (5), Ihr so klug eingefädeltes Geschäft, bestenfalls – mit sehr viel Mitleid versehen – kann man von einem **Schlamassel** (6) sprechen.

Hoffentlich wird Ihnen nie in Ihrem Leben die Frage **„Wo der Bartl** (7) **den Most** (8) **holt"** (9) gestellt. Die von der **Polente** (10) würden sich nämlich wundern, wie man so **beschickert** (5) sein kann, ausgerechnet in einem derart **miesen** (11) **Kaff** (12) **ausbaldowern** (13) zu wollen, wo ein bisserl **Kies** (14) zu **ganefen** (5) ist. Noch dazu ohne einen Zweiten, der **Schmiere steht** (15). Wenn Sie schon erwischt werden, bitte keinen **Kohl reden** (16): Die Kieberer wissen ziemlich genau, dass dort – in jenem **Kaff** - nur **Schamass** (17) gestohlen werden kann, der kaum zu **verschachern** (18) ist. Das Ganze war hoffentlich keine **haarige Sache** (19)! Oder doch?

„Piefkenesisches"

Wenn Sie glauben, **dufte** („das ist dufte") sei ein „Piefke-Wort", dann haben Sie nur teilweise recht, denn der tatsächliche Ursprung dieses Berliner Dialektausdruckes ist ein Wort, das Sie vermutlich des öfteren in **Mazel tov** verwenden. Dasselbe gilt für „eine **kesse** (20) Lippe riskieren", eine Phrase, die eindeutig „Piefkenesisch" anmutet. Sich hinzuschmeißen, um zu **pennen** (21), klingt leider auch sehr „bundesdeutsch", ohne es jedoch ursprünglich zu sein. Zu **„pennen"** bedeutet (22) mitunter nicht nur „zu schlafen".

Übrigens

Egal, ob sie einen **Bammel** (23) haben, in der Öffentlichkeit zu sprechen, oder zu den total **Ausgekochten** (24) gehören bzw. stets bei jenen dabei sind, die sich **großkotzig** (25) in die erste Reihe vordrängen, **mauscheln** (26) über andere ist nicht nur sittenwidrig, es grenzt auch hart an üble Verleumdung (Nachrede) und ist als solche strafbar. Bitte nicht als Ausrede zu gebrauchen, die anderen täten es auch. Garantiert bekommt es eine(r) in die falsche Kehle (klingt nach Rotwelsch, ist es aber nicht), mit dem Resultat, dass so manche langjährige Freundschaft **kapores** (27) geht. Wie kann man bloß so **unbetamt** (28) sein, einen derartigen **Stuss** (29) daherzureden?

Wenn Sie Lust haben, ihre eigenen Mini-Texte zu formulieren, dann empfiehlt es sich, zunächst die wohlbekannten Worte **Beisl, Chuzpe, Mezzie, Tinnef, Zores** und **Haberer** zu verwenden. Fortgeschrittene können selbstverständlich auch auf etwas ausgefallenere Ausdrücke wie z.B. **Mazze-Ponem** (30) oder **Momser** (31) zurückgreifen. Dabei ist unbedingt die Anmerkung über das **Mauscheln** zu berücksichtigen!

Es gibt noch zahlreiche weitere Worte, die aus dem Hebräischen, Jiddischen oder aus dem Rotwelsch „entlehnt" sind. Gelegentlich wären in der Rubrik „Passendes & Unpassendes" auch Texte vonnöten, die nicht „Männersprache" reflektieren: Bitte nicht **belemmert** (32) sein oder **betroppezt** (33) dreinschauen, sondern solche an die Redaktion des **NU** zu richten. *nu*

(1) Hebr. **tōhū VāVōhū:** wörtl. wüst und leer, Genesis, 1. Satz. (2) Hebr. **ma'os**; jidd: mu'es: Geld. (3) Hebr. **rewach**: Gewinn, Vorteil. (4) Hebr. **plejta**: spärlicher Rest, Verlust. (5) Wohlbekanntes Wort, muss nicht erklärt werden. (6) Jidd. **Schlimasl**: Unglück. (7) Rotwelsch **barzal, Schaberbartle**: Brechstange. (8) Hebr. **mā'ōt**: Geld, Münzen. (9) Die ganze Phrase ist zu verwenden. (10) Jidd. **paltin**: Burg, Palast. (11) Hebr. **ma'as**: verachten. (12) Hebr. **kfar**: Dorf. (13) Rotwelsch **ba'al dower**: einer, der die Sache kennt; Hebr. **ba'al dawar**: ein Kenner, Sachkundiger. (14) Hebr. **kessef**: Geld. (15) Hebr. **schmira**: Wache. (16) Hebr. **qôl**: Gerücht; Hebr: **kol** (laute) Stimme, Geräusch. (17) Rotwelsch: Schund, wertloser Kram. (18) Hebr. **sakar**: unlauteren Handel betreiben. (19) Hebr. **harog**: töten. (20) „frech", nach der jidd. Aussprache des Buchstabens Chet, der für Weisheit (Chochma) steht. (21) Rotwelsch (vielleicht zu Hebr. **binyä**: Gebäude): behelfsmäßiges Nachtquartier. (22) Im übertragenen Sinn: mit einer Prostituierten zu schlafen. (23) Jidd. **ba'alemoh**: Angsthase. (24) Hebr. **chochem**: weise, klug. (25) Jidd.: **groyskotsn**: Wichtigtuer. (26) Hebr. **maschal**: Stichelrede; Wiener Dialektlexikon: „jüdeln"; Hebr. **maschal**: Beispiel (in der Rede verwenden). (27) Jidd. **kapores**: „Sühneopfer". (28) Hebr. **taam**: Geschmack, Charme. (29) Jidd. **schtus**: Unsinn. (30) G'fries von der Beschaffenheit einer Mazze. (31) Jidd. **Bastard**. (32) Rotwelsch **b'li emor**: ohne Sprache, verdattert. (33) Rotwelsch: wenn einem widerliche Umstände zu viel werden.

© PRIVATARCHIV DÜCKSTEIN

Reshevsky–Dückstein, München 1958

Der Flüchtling, der den Weltmeister schlug

Bei der Schacholympiade 1958 in München verloren die Russen im Verlauf des gesamten Turniers nur eine einzige Partie. Ausgerechnet der regierende Weltmeister Michail Botwinnik verlor gegen einen österreichischen Amateur, der ein ungarischer Flüchtling war.

VON ANATOL VITOUCH

An einem sonnigen Herbsttag sitzt der 88-jährige Andreas Dückstein in seiner Wohnung in Liesing und erzählt bei Kaffee und Kuchen vom Sieg gegen den Patriarchen des russischen Schachs, als wäre es gestern gewesen: „Er hat das Endspiel aufgegeben, dabei hätte er noch weiterspielen können." Aber mit zwei Bauern weniger war dem Weltmeister die Lust aufs Weiterspielen offenbar vergangen.

Und Dückstein legte nach: Mit Max Euwe und Boris Spasski bezwang er zwei weitere ehemalige Weltmeister, daneben und danach zahlreiche andere Größen des internationalen Schachs. Seine zweite Ehefrau Ilse – das Paar ist seit 1975 verheiratet und hat einen erwachsenen Sohn – reicht gern das Fotoalbum, das randvoll mit Schnappschüssen ihres Mannes mit den Granden der Zunft ist: In den 50ern mit Reshevsky am Brett, in den 90ern neben Karpow beim Essen, zuletzt 2013 beim Turnier der Schach-Legenden in Dresden. Bilder einer Schachkarriere, die so nicht unbedingt vorgezeichnet war.

„Ich war immer Antimilitarist"

1927 wird Andor Dückstein in Budapest geboren, besucht die jüdische Volksschule, dann das jüdische Gymnasium, an dem der Vater als Turnlehrer unterrichtet. Ende der dreißiger

Mit Max Euwe und Boris Spasski bezwang Andreas Dückstein zwei weitere ehemalige Weltmeister, daneben und danach zahlreiche andere Größen des internationalen Schachs.

Jahre gibt es auch in Ungarn antisemitische Gesetze, aber da Dücksteins Vater Offizier im Ersten Weltkrieg war, muss die Familie nicht den Judenstern tragen. „Aber dann ist es immer schlimmer geworden." Im Mai 1944 wird der 17-Jährige auf der Straße verhaftet und in ein Lager gebracht, von dem aus viele Juden in polnische KZs deportiert werden. „Ich war einen Monat im Lager, dann ist es meinem Onkel gelungen, mich freizukaufen."

Dückstein kehrt zurück in die elterliche Wohnung in Budapest. Als die faschistischen Pfeilkreuzler Ende 1944 die Regierung übernehmen und in Budapest ein Ghetto errichten, taucht die Familie am Land unter. In Debrecen holt Dückstein 1945 die Matura nach, beginnt ein Sportstudium, um wie der Vater Turnlehrer zu werden. „Die Eltern haben das für mich entschieden." Für Ballsportarten kann der junge Dückstein sich begeistern, nur Fußball mag er nicht. „Gegen Puskás habe ich aber Handball gespielt, der war ein fantastischer Hallen-Handballer, ein echter Ballkünstler."

Nach Abschluss des Studiums entscheiden abermals die Eltern, dass der Sohn nach Israel emigrieren soll. Der Antisemitismus ist auch unter kommunistischer Herrschaft in Ungarn mitnichten vorbei, „heute ist er wahrscheinlich noch schlimmer", wie Dückstein hinzufügt. Nach missglückten Ausreiseversuchen als Mitglied eines jüdischen Basketballteams gelingt ihm schließlich 1949 eine abenteuerliche Flucht über die Ukraine nach Pressburg, von wo aus er – inzwischen im Besitz eines israelischen Visums – nicht nach Ungarn zurückgeschoben, sondern nach Österreich überstellt wird.

Hier bleibt Dückstein erst einmal – und schließlich ein Leben lang. „In Israel hätte ich auch zum Militär müssen, das hat mich nicht sehr gereizt. Ich war immer Antimilitarist." Dückstein und seine erste Ehefrau werden als Flüchtlinge anerkannt, sie arbeitet als Schneiderin, er aber findet lange keine Arbeit. „Also bin ich zum Schachclub gegangen."

Fünf Schilling pro Partie

Als Volksschüler hatte Dückstein die Schachregeln von der Mutter gelernt, später an den jährlichen ungarischen Gymnasialmeisterschaften teilgenommen. Beim Schachclub Hietzing merkt Dückstein, dass seine Kenntnisse „für die damaligen Wiener Verhältnisse sehr gut reichen". Er steigt in der untersten Spielklasse ein und spielt sich rasch bis ganz nach oben. Pro Partie bekommt er fünf Schilling. „Dafür bin ich jedes Mal zu Fuß aus dem neunten Bezirk bis nach Hietzing gegangen."

1952 gewinnt Dückstein die Wiener Landesmeisterschaft. „Ich hab sehr viel Zeit gehabt, meine Hausvarianten analysiert und aus Büchern gelernt. Schon in Ungarn hatte mein Vater immer wieder antiquarische Schachbücher für mich gekauft, eines davon habe ich noch: Das Buch zum Turnier von Karlsbad 1928. Ein wunderbares Buch, das werde ich niemals hergeben."

Über einen Schachfreund bekommt Dückstein die österreichische Staatsbürgerschaft, um an den Staatsmeisterschaften teilnehmen zu können, die er 1954 erstmals gewinnt. 1955 betritt er in Zagreb dann die internationale Arena: „Vor dem Turnier hat es geheißen, zwei Dinge sind sicher: Smyslow gewinnt, und Dückstein wird Letzter." Tatsächlich liegt Dückstein nach 13 von 19 Runden auf dem vierten Platz bei 20 Teilnehmern, fällt erst in den letzten Runden zurück.

Ab 1956 arbeitet Dückstein bei der Verbund-Gesellschaft, deren Generalsekretär ebenfalls Schachspieler ist. Für internationale Turniere wird er freigestellt, für nationale braucht er seinen Urlaub auf. Daneben absolviert Dückstein in nur vier Jahren ein Jus-Studium an der Uni Wien.

Es folgt die Schacholympiade 1958. Dort hat Dückstein den damals noch seltenen Großmeistertitel bereits in der Tasche, so er in den letzten Runden pausiert und einen Ersatzmann spielen lässt. „Aber ich hätte jeden umgebracht, der mich am Spielen gehindert hätte!" Zu gut ist er in Form. Die letzten Runden jedoch verliert er, es bleibt beim zuvor erworbenen Titel Internationaler Meister.

„Danach ist eigentlich nicht mehr viel passiert." Nun ja, nur weitere sieben Teilnahmen bei Schacholympiaden (nach 1956 auch 1974 noch einmal mit dem besten Ergebnis aller Teilnehmer am zweiten Brett), insgesamt drei Einzel-Staatsmeistertitel sowie ein dritter Rang bei der Senioren-WM 1991.

Schachlich aktiv ist Dückstein selbstverständlich auch im 89. Lebensjahr, auch wenn er weniger spielt als früher. „Letztes Wochenende hab ich ein Turmendspiel verdorben", berichtet er beim Abschied selbstkritisch. Er muss es wissen, lautet der Titel seines 1979 publizierten Schachbuches doch: *Meister der Turmendspiele.* *nu*

Spasski–Dückstein, Zürich 1984: Mit welchem Schlag sicherte sich Dückstein als Schwarzer zwei Leichtfiguren für einen Turm und zwang den Ex-Weltmeister damit zur baldigen Aufgabe?
Lösung im nächsten **NU**.

Lösung aus **NU Nr. 61:** Nach **27.Tb8!** gab Keres auf. Schlägt die Dame den weißen Turm, wird Schwarz nach 28.Dxh4 Tc8 29.Dh7+ Kf8 30.Dh8# mattgesetzt.

„Oj Rebbe, Rebbe ...“

Von Mordechaj Gebirtig bis Britney Spears

Esther Wratschko alias „Schiksele“

© MARLENE KARPISCHEK

Auf den Spuren der aktuellen Wiener Klezmer-Szene.

VON JULIA DUDZINSKA

Spaziert man im Sommer durch den Augarten, dann kann es passieren, dass einen am Augartenspitz unerwartet Live-Tanzmusik anweht. Die „Klezmer-Session am Spitz“ ist nämlich einer der Orte, an denen man in Wien auch jenseits des mittlerweile etablierten KlezMore-Festivals einen Abend lang in die Welt der Klezmer-Musik eintauchen kann – und das unter freiem Himmel. Von Klarinettisten über Hackbrett-Spieler bis zu energischen Damen mit Akkordeon trifft sich hier eine junge Szene von Musikern und Musikerinnen, die ihre Leidenschaft für jüdische Musik eint.

Klezmer ist längst keine Nische mehr, sondern erlebt seit den 1990er Jahren international ein intensives Revival. Ausgehend von US-amerikanischen Musikern wie Zev Feldman oder Ben Goldberg, die sich in den 70ern auf der Suche nach den Ursprüngen dieser aschkenasischen Volksmusiktradition nach Transsilvanien und Bessarabien wandten, erreichte die Welle der Begeisterung bald auch Mitteleuropa.

Ensemble Klesmer Wien: von Hochzeit zu Hochzeit

Schon damals – also noch vor dem aktuellen „Hype" – musizierte auf Festen und Konzerten das Ensemble Klesmer Wien, das bis heute Bestand hat. Mit instrumentaler Tanzmusik belebt die Band den Stil der wandernden *Klezmorim* wieder, die als Kapellen mit *Tsimbl*, Akkordeon oder Klarinette durch die Städte und von Hochzeit zu Hochzeit zogen. In ihrem Repertoire finden sich auch jiddische und chassidische Lieder, die vielfältige Einblicke in alle Bereiche jüdischen Lebens ermöglichen.

„Der Holocaust war auch in der Musiktradition ein dramatischer Einschnitt", erklärt die Sängerin Esther Wratschko, für die das jiddische Lied und Klezmer-Musik einen integralen Bestandteil ihres Repertoires bilden. Viel vom mündlich tradierten Liedgut ging während der Nazizeit verloren, weshalb über große Teile des Klezmer-Repertoires der 20er und 30er Jahre heute nur spekuliert werden kann.

Einige herausragende Anthologien gibt es allerdings: zum Beispiel die Manuskriptsammlung des ukrainischen Musikologen Moisei Beregovski (1892–1961) oder das Werk des Lyrikers Mordechaj Gebirtig (1877–1942). Beginnend mit seiner Liedersammlung *Folkstimlech* von 1920 hinterließ Gebirtig, der in Krakau lebte und ermordet wurde, ein umfangreiches poetisches und musikalisches Werk, das uns heute wichtige Einblicke in die jüdische Musiktradition ermöglicht.

Parallelen zum Wienerlied

Esther Wratschko schlägt mit ihrem Programm die Brücke zur Gegenwart – durch den Bezug zur musikalischen Vergangenheit, der Geschichte der jiddischen Sprache und der Lebenswelt, aus der all dies hervorging, ermöglicht sie dem Publikum, Aussage und Stimmung der Musik nachzuempfinden. „Für mich hat die Stilistik jüdischer Musik durchaus Parallelen zum Wienerlied. Das Wienerlied ist mitunter morbider, das Jiddische ist voller Humor und Selbstironie – aber beides adressiert indirekt sehr tiefgründige und universelle Themen", so Wratschko. Den ursprünglich pejorativen Ausdruck der *Schikse* hat sie kurzerhand zu ihrem Künstlernamen *„Schiksele"* gemacht, wobei sie als nichtjüdische Performerin in der Klezmerwelt durchaus kein Einzelfall mehr ist.

Gemeinsam mit dem aus Amerika stammenden Wahlwiener Benjamin Fox-Rosen leitete Wratschko das Session-Programm des KlezMore-Festivals, aber auch regelmäßige Sessions im Café Tachles, bei denen das Klezmer-Repertoire belebt und gemeinsam musiziert wird. Als Sängerin verbindet Wratschko jiddische Lieder mit Jazz, Pop und Wienerlied und scheut dabei auch nicht vor eigenen jiddischen Nachdichtungen von Britney Spears-Hits zurück: „Oy rebbe, rebbe/oy, kh'hob zikh vider amol/ geshpilt mit a harts/ fafirt mit mayn kol …"

„Urban klezmer": die Niftys

Im Bereich der Instrumentalmusik wiederum sind die Niftys eine Ausnahmeerscheinung der Wiener Szene. Die Band um den Gitarristen Fabian Pollack webt Klezmer auf ganz eigene Weise ein: von schwebenden Tracks, die Klezmer-Sound verfremden oder in Jazz-Harmonik überfließen lassen, bis hin zu speedigen und höchst tanzbaren Versionen von *„urban klezmer"*. Pollack, der Klezmer im Haushalt seiner jüdischen Großeltern kennenlernte, ist nach vielen Jahren als Musiker nun mit Begeisterung zu dieser Musik zurückgekehrt: „Weil die Tonalität und Artikulation der Klezmer-Musik etwas Tiefes in mir berührt – sie ist in gewisser Weise archaisch und sehr unmittelbar mit der Realität verbunden", so Pollack.

Klezmer ist immer schon eine Grenzüberschreitung gewesen: Bedingt durch die Wanderungen des jüdischen Volkes vermischte die Musik sich mit den jeweiligen lokalen Traditionen, ob mit rumänischer *gypsy music*, polnischer oder moldawischer Volksmusik oder dem amerikanischen Jazz. Schon am Hochzeitsrepertoire, das aus unterschiedlichen Tänzen besteht, kann man den Reichtum kultureller Einflüsse ablesen: die Hora, ein getragener rumänischer Tanz, ist so gut wie jedem jüdischen Hochzeitsgast bekannt; der Terkish ist von türkischer Melodik beeinflusst.

Die Wurzeln von Klezmer reichen dabei zurück zu synagogalen Gesängen, aus denen sich im Laufe des 16. Jahrhunderts eine säkulare Musiktradition entwickelte. Diese Herkunft kann man auch heute noch hören: Ensembles wie Scholem Alejchem lassen seit 1993 jüdische Raritäten erklingen und gelten als Experten für den gewissen „jüdischen Klang", der lange Zeit als „unprofessionell" verpönt war. Freygische Melodik, Musik aus der Bukowina, den Karpaten, aber auch die Megilla-Vertonungen des polnisch-jiddische Lyrikers Itzik Manger werden von diesem Ensemble rund um Isaak Loberan auf authentische Weise lebendig gehalten.

Gesungen wird im Klezmer so oder so über alles: von Trauer und Tod bis zum Lied über Liebe, Wiedersehen oder Heimweh. Sogar die Klage darüber, dass im *Schtetl* kein einziger anständiger Friseur zu finden ist, wird melodisch verarbeitet. Beim Zuhören, ob in Wien oder anderswo, lernt man: Vieles wird leichter, wenn man darüber lachen kann. Auch wenn es beim Klezmer oft ein mit Tränen vermischtes Lachen ist. *nu*

Gesungen wird im Klezmer so oder so über alles. Beim Zuhören, ob in Wien oder anderswo, lernt man: Vieles wird leichter, wenn man darüber lachen kann. Auch wenn es beim Klezmer oft ein mit Tränen vermischtes Lachen ist.

Lašo drom, Schalom! Eine Melodie

Juden und Roma leben seit Jahrhunderten Seite an Seite in Europa. Obwohl Roma für Menschen, die nicht zu ihrer Volksgruppe gehören, den häufig ausgrenzenden Begriff Gadže verwenden, wurden Juden von diesem Begriff stets ausgenommen. Die Musik der *Bibolde* – wie Juden von Roma genannt werden – spielt sicher eine entscheidende Rolle für die enge Verbundenheit der beiden Minderheiten. Denn die Genres Gypsy und Klezmer ähneln sich wie kaum zwei andere.

VON SAMUEL MAGO

Für die Sympathie zwischen Juden und Roma gibt es viele Erklärungen. Manche führen sie auf die gemeinsame Verfolgungsgeschichte und den Holocaust, andere auf Ähnlichkeiten in der Kultur und Tradition zurück. Doch dass Juden und Roma in ihrer Musik ein Lebensgefühl teilen, kann man kaum abstreiten. Rhythmik, Dynamik und Klang beider Musikrichtungen zeigen auf, dass die Gemeinsamkeiten weit hinter die Zeilen der Notenblätter führen.

Jahrhundertelang kam es zu einer natürlichen Fusion der Gattungen Klezmer und Gypsy. So ist es nicht verwunderlich, dass in der Gegenwart etliche Bands, Ensembles und Orchester existieren, die eine Mischung aus genau diesen beiden Stilrichtungen in ihrem Repertoire haben. Das Barcelona Gypsy Klezmer Orchestra – kurz BGKO – ist eines der bekanntesten Beispiele für eine Verschmelzung von Musik der Juden und Roma. **NU** sprach mit dem Frontmann der Band, Robindro Nikolic, bei ihrem Konzert in Wien.

Hinter den Kulissen

In der Konzerthalle des Wiener Metropol auf der Hernalser Hauptstraße herrscht einige Stunden vor dem Konzert noch Stille. Robindro scheint überhaupt nicht nervös zu sein – kein Wunder bei fünfzehn Auftritten im Monat. Vor mehr als drei Jahren gründete er mit einem Dutzend Kollegen und Freunden das Barcelona Gypsy Klezmer Orchestra, das heute auf sechs Mitglieder geschrumpft ist. Die Musiker kommen aus den unterschiedlichsten Winkeln Europas. Die Perkussion ist griechisch, die Gitarre französisch, der Bass serbisch, das Akkordeon italienisch, die Sängerin aus Spanien und nicht zuletzt Robindro – der serbische Klarinettist mit Wurzeln in Indien.

In Serbien aufgewachsen, ließ sich der Leiter des Orchesters bereits in seiner frühen Jugend von Volksmusik aus Serbien, Ungarn und Rumänien inspirieren. Die Musik seiner indischen Vorfahren, Klezmer- und Gypsy-Musik beeinflussten ihn schon seit seiner Kindheit. Sein Studium begann Nikolic am Mozarteum in Salzburg. „Auf der Uni habe ich über Beethoven gelesen, dass er großes Interesse für Zigeunermusik hatte und im späten 18. Jahrhundert sogar den großen ungarischen Zigeunergeiger Lakatos besucht hat. So habe ich die Lakatos-Dynastie für mich entdeckt. Sándor und Roby Lakatos sind für mich seither große Inspirationen gewesen. Über Schubert erfuhr ich, dass er viele jüdische Freunde hatte. Seine Arpeggione-Sonate weist zum Beispiel viele Klezmer-Motive auf. Und so stolperte ich auch im Laufe des Studiums oft über diese Musik", erzählt Robindro von seiner Faszination.

Die Musik der Krise

Nach dem Universitätsabschluss in Österreich übersiedelte der Klarinettist nach Barcelona. „Salzburg hat eine wahnsinnig gute Uni, ist aber sehr konservativ. Manchmal hatte ich einfach das Bedürfnis zu experimentieren", erinnert er sich. Vor allem für Tango, Flamenco und Fado hatte er großes Interesse. Er begann in Barcelona mit einem italienischen Akkordeonisten in Bars und auf der Straße zu spielen. Nach einem Jahr kamen sie auf den Gedanken, eine größere Gruppe zu bilden. „Wir hatten damals noch kein Konzept, nur sehr viele Ideen", lächelt er.

Zunächst begannen sie mit Jam-Sessions und kleineren Auftritten. Die Musik wurde schon damals von

BGKO: Musik voll Lebensfreude und Optimismus.

© JORDI OLIVER

Balkan, Gypsy, Klezmer und Jazz-Manouche dominiert. Die Gruppe fand sehr rasch ihren Stil: „Wir haben unsere eigene Musik gemacht, und wenn wir an einen fremden Ort gekommen sind, haben wir die dortigen Klänge in unsere Musik eingebaut. Genau dieser Prozess geschah mit den jüdischen und Roma-Migranten des 18. bis frühen 20. Jahrhunderts. In den schwierigsten Zeiten schafften es diese zwei Volksgruppen, eine Musik zu spielen, die Würde und Optimismus ausstrahlte", so der 33-Jährige. 2012 debütierte das BGKO, und auch heute seien die Zeiten nicht einfach, meint Robindro. In den Jahren, bevor er nach Barcelona zog, hatten viele spanische Musiker das Land verlassen. „Durch die Wirtschaftskrise hat sich vieles verändert und verschlechtert. Deshalb dachten wir uns, wir spielen eben die Musik der Krise. Und so begannen wir mit Gypsy und Klezmer."

Bereits nach einem halben Jahr stellte das Sextett seine Version der Roma-Hymne *Gelem Gelem* auf Youtube. „Wir hatten einen großen Druck, weil die meisten Klezmer- und Roma-Musiker ihr ganzes Leben lang diese Musik spielen und mit ihr aufwachsen. Wir hatten nur einige Monate vor dem Clip angefangen zu proben. Nach einem Jahr hatten wir dann aber realisiert, dass das Video über eine Million Klicks erreicht hatte", erzählt Robindro. Seither hat das Ensemble bereits zwei CDs aufgenommen und ist mit etlichen Giganten der Genres Gypsy und Klezmer aus Ländern wie Israel, Russland, England und der Türkei aufgetreten. „Ich bin dem Orchester und den Fans sehr dankbar", so der Frontmann. Allein dieses Jahr tourten die Musiker durch knapp 20 Länder und begeisterten das Publikum auf Festivals und in ausverkauften Konzertsälen.

Da capo al fine

Manche würden denken, die Fusion der Musikrichtungen Gypsy und Klezmer sei die Erfindung von Ensembles wie dem Barcelona Gypsy Klezmer Orchestra, L'Orkestina, der österreichischen Band !DelaDap oder des rumänisch-österreichischen Künstlers Shantel. Diese zwei Gattungen, erklärt Nikolic, seien jedoch schon vor Jahrhunderten auf natürliche Weise zusammengekommen: „Die rhythmische Artikulation und der Spirit sind in Klezmer- und Gypsy-Musik unglaublich ähnlich. Es gab in der Geschichte diesen magischen Moment in der Ukraine, in Moldawien, Rumänien und Ungarn, als Roma und Juden anfingen, zusammen zu spielen und plötzlich dutzende gemeinsame Lieder hatten. Doch auch in Frankreich können wir feststellen, dass Jazz-Manouche und Klezmer große Zusammenhänge aufweisen. Die französischen Roma haben ein Lied, das heißt *Joseph, Joseph*. Juden spielen dieselbe Melodie und nennen sie *Josel, Josel*. Es ist das gleiche Lied, doch wo der Ursprung ist, weiß keiner mehr so genau."

Was beide Genres und beide Völker gemeinsam hätten, sei ihr Ausdruck in der Musik, meint der Klarinettist. Man spiele, als könnte jeder Tag der letzte sein. Bei ihrem Konzert im Wiener Metropol hat man den Eindruck, genau dieses Gefühl würde das Orchester vermitteln. Und selbst mit einem geübten Ohr fällt es schwer, zwischen Melodien der Juden und Roma zu unterscheiden. Doch vielleicht ist genau das der Reiz an der Geschichte. Denn irgendwie bleiben Gypsy und Klezmer wohl doch untrennbar in ihrem Klang und verschmelzen zu *einer* Melodie – und *einem* Applaus. *nu*

Kunst kommt von Können

Pianist und Dirigent Sir András Schiff engagiert sich politisch und setzt die Musik wie ein Naturschauspiel ein.

VON MARTIN RUMMEL

Am 1. Jänner 2011 übernahm Ungarn die EU-Präsidentschaft, und der Pianist Sir András Schiff zweifelte in einem Leserbrief an die *Washington Post* Ungarns Befähigung und Berechtigung dazu an, unter anderem mit den folgenden Begründungen: „Die Toleranzlevels sind extrem niedrig. Rassismus, Diskriminierung von Roma, Antisemitismus, Xenophobie, Chauvinismus und reaktionärer Nationalismus sind zutiefst besorgniserregende Symptome." Schiff wird seitdem aus Ungarn bedroht, zum Beispiel damit, dass man ihm die Hände abhacken würde. Er nimmt diese Bedrohungen so ernst, dass er in seinem Heimatland seither nicht mehr auftritt, auch wenn er neulich in einem Interview für den Deutschlandfunk die Lage als schlimm, aber nicht hoffnungslos einschätzte und der Passivität des Volkes, das Orbán gewählt hat, zuschrieb: „Sie wollen Fußball, Würstchen und ein bisschen Sex – der Rest interessiert sie nicht."

Mit eigenem Flügel um die Welt

Sir András Schiff, Jahrgang 1953, war wohl immer schon ein politischer Mensch: Auch seine damalige Wahlheimat Österreich griff er an, als die FPÖ 1999 in die Bundesregierung kam, und sagte für das Jahr 2000 alle Konzerte in Österreich ab. Überhaupt steht er zu seinen Prinzipien, auch wenn er im Laufe seiner langen Laufbahn als Musiker doch auch manche seiner Meinungen geändert hat. Nach oftmaliger Unzufriedenheit mit bereitgestellten Instrumenten reist er seit nunmehr vielen Jahren mit seinen eigenen Flügeln, von denen er „zu viele, vielleicht zehn oder zwölf" besitzt. Darunter ist ein besonders bemerkenswerter: ein Hammerflügel von Franz Brodmann, gebaut um 1820, den er dem Beethovenhaus in Bonn als Dauerleihgabe zur Verfügung stellt. Auf ihm hat er – dreißig Jahre nach seinen Maßstäbe setzenden Schubert-Einspielungen für Decca – nun eine Doppel-CD mit Werken von Franz Schubert für Manfred Eichers Boutique-Label ECM aufgenommen (ECM New Series 2425/26). Der Booklet-Text ist überschrieben mit „Bekenntnisse eines Konvertiten"; eine Anspielung auf seine Reise vom modernen Flügel zum Hammerklavier.

Letztendlich ist es dieser Text, der die Schönheit der Aufnahme greifbar macht: Der Weg von Beethovens eigenem Hammerflügel über Mozarts Walter-Klavier – beiden hat Sir András Schiff auf Tonträgern ein Denkmal gesetzt – zum vertieften Studium des historischen Instrumentariums im Allgemeinen. Für Pianisten seiner Generation ist es eine Seltenheit, für die heutige junge Generation sollte es jedoch Pflicht sein, denn es verändert die Sicht auf die modernen Instrumente. Die neu ECM-CD ist bereits mit Jubel überhäuft worden, und dem kann ich mich hier nur anschließen. Der kleinen *Ungarischen Melodie* folgt auf der ersten CD die G-Dur-Sonate D 894. Die Transparenz und Intimität des Hammerflügels ist so beglückend eingefangen, dass man das Gefühl hat, einem Konzert beizuwohnen, dessen einziger Zuhörer man sein darf. Besonders die Übergänge sind es, die Schiffs Schubert-Spiel kennzeichnen: keine unnatürlich gewollten Temporückungen, nur Farbwechsel, wie sie auftreten, wenn sich eine Wolke vor die Sonne schiebt oder der Mond aufsteigt – beide warten ja auch nicht, bevor sie in unser Blickfeld rücken, sondern plötzlich und oft ohne dass man es wahrnimmt, ist es anders als vorher. Schiff „erklärt" uns diese Musik nicht, sondern setzt sie uns vor wie ein Naturschauspiel. Dem Allegretto D 915 und der „großen" Impromptu-Reihe folgt auf der zweiten CD die monumentale letzte Sonate, und selten hat man das „con delicatezza" des Scherzo-Titels so deutlich vor Ohren geführt bekommen wie hier.

Anderes Wort für das Klavier: „leise"

„Es sind die leisen und leisesten Töne, mit denen Schubert [...] unsere Herzen berührt", schreibt Schiff in seinem Booklet-Text. Wahrlich kann man diese CD nicht im Auto und auch nicht nebenher hören. Ich empfehle gedämpftes Licht, ein sehr gutes Getränk und eine bequeme Couch. Und Stille.

Zuhörer, die vor dem großen Gewitter die Rollläden herablassen oder den Sonnenaufgang lieber auf nachbearbeiteten Postkarten sehen, werden diese Aufnahme langweilig oder monochrom finden. Alle anderen werden nicht umhinkommen, mir beizupflichten, dass Sir András Schiff hier nicht eine weitere x-beliebige Schubert-Aufnahme vorlegt, sondern seine Ausnahmestellung im heutigen Konzertbetrieb mit einem Bekenntnis zum Wesentlichen, ganz ohne Effekthascherei, manifestiert. „Kunst" kommt von „Können", und das Klavier wird mit einem anderen Wort („Piano") eigentlich als „leise" bezeichnet. Hier wird man daran erinnert. *nu*

Der Mensch denkt und Gott lenkt

In ihrem Roman *Der Duft des Regens auf dem Balkan*, erschienen im Hollitzer-Verlag, erzählt Gordana Kuić die Geschichte ihrer sephardisch-jüdischen Familie aus Sarajevo.

VON IDA SALAMON

Damals, in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts, wurde das Buch *Der Duft des Regens auf dem Balkan* wie ein Schatz von Hand zu Hand weitergereicht. Der Herausgeber dachte, dass der Roman einer unbekannten Autorin sich nur schwer verkaufen würde und ließ zunächst nur eine kleinere Auflage drucken. Innerhalb weniger Monaten waren trotz des sehr hohen Preises alle Bücher verkauft.

Die Geschichte der Bestsellerautorin Gordana Kuić aus Belgrad beginnt in Sarajevo im Jahr 1914 mit Vorbereitungen der Familie Salom für den Besuch des Thronfolgers Franz Ferdinand. Die Hauptfiguren des Romans, die fünf jüdisch-sephardischen Schwestern Nina, Buka, Klara, Blanki und Riki leben in einer Welt, die zwischen Tradition und Modernisierung im Wandel begriffen ist. Die Erzählerin schlägt einen historischen Bogen, der die Zeit der Umbrüche und der schicksalhaften Jahre zwischen 1914 und 1945 umfasst.

Fünf ganz besondere Frauen

„Sarajevo war eine kleine Stadt, mit sehr strengen Regeln", sagt die Autorin im Gespräch mit **NU** über die traditionelle multikonfessionelle Gemeinschaft, die sie in ihrem Roman beschreibt. „Meine Mutter und meine Tanten waren besondere Frauen mit Zielen außerhalb des akzeptablen gesellschaftlichen Rahmens. Trotzdem haben sie ihre Ziele nicht aufgegeben und ihre Träume verwirklicht."

Kuićs Mutter Blanka lebte in einer festen Beziehung „mit meinem zukünftigen Vater, den sie später geheiratet hat – einem Serben. So etwas kam damals nicht vor." Die jüngste Tochter Riki war Ballerina, und „das wurde ähnlich wie Prostitution betrachtet". Klara heiratete einen Katholiken aus Dalmatien, sie reiste um die Welt. Tante Nina eröffnete und führte einen Modesalon namens „Chapeaux – Chic – Parisien" im Zentrum der Stadt. Alleine, ohne einen Mann an ihrer Seite, „im damaligen Sarajevo war das undenkbar!" Die älteste Schwester Buka beschäftigte sich mit Geschichte, Literatur und Schriftstellerei, was auch „ziemlich ungewöhnlich war für jemanden, der aus einer traditionellen Umgebung stammt", so Gordana Kuić über ihre Familie, die eigentlich Levi geheißen hat. Die Stabilität, Unterstützung und Liebe innerhalb dieser Familie, die im Roman sehr lebendig geschildert wird, haben sicherlich zum Erfolg des Buchs und der Schöpferin beigetragen.

© FAMILIE KUIĆ

Die fünf Schwestern Salom
Oben: Nina, Buka und Klara
Unten: Riki und rechts Blanki

5.000 Seiten Text

Der Roman entstand in Gordana Kuićs Wohnung im Zentrum von Belgrad: Hohe Flügeltüren mit Scheiben aus geschliffenem Glas, antike Massivholzmöbel, altes Silber, Kristallstücke und ein Kachelofen bildeten die Kulisse für ihr Werk.

Noch in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts – Gordana Kuić arbeitete damals als Beraterin in der amerikanischen Botschaft in Belgrad –, saß die Autorin jedes Wochenende, ein ganzes Jahr hindurch, in dieser Wohnung und stellte ihrer Mutter Blanka Fragen, auf die sie detaillierte Antworten bekam. Die Mutter beschrieb die gesellschaftliche Atmosphäre ebenso lebhaft wie das Familienleben und die Charaktere aller Personen, über die sie sprach. Sie kannte alte sephardische Sprichwörter und Romanzen, und so kommen im Roman oft Sätze in Ladino (auch als Djudezmo oder Espanyol bekannt), der traditionellen Sprache der sephardischen Juden, vor. Aus den Erzählungen der Mutter Blanka entstand ein 5.000 Seiten umfassendes Manuskript.

Auf den ersten Roman von Gordana Kuić folgten acht weitere Romane sowie 50 Erzählungen, die in zwei Sammelbänden publiziert wurden. „Immer wenn ich ein Buch fertig geschrieben habe, war ich überzeugt, dass das das letzte ist. Aber wie meine Mutter zu sagen pflegte: ‚Der Mensch denkt und Gott lenkt'."

nu

© PETER RIGAUD

Unschöne Tendenzen in unserer Gemeinde

VON MARTIN ENGELBERG

Es herrscht eine beträchtliche Zwietracht in unserer jüdischen Gemeinde. Erschreckend ist dabei sowohl deren Ausmaß als auch die dabei eingesetzte bösartige Energie. Hier einige exemplarische Beispiele für die Ausgrenzung, ja Hetze gegen Menschen in unserer Gemeinde:

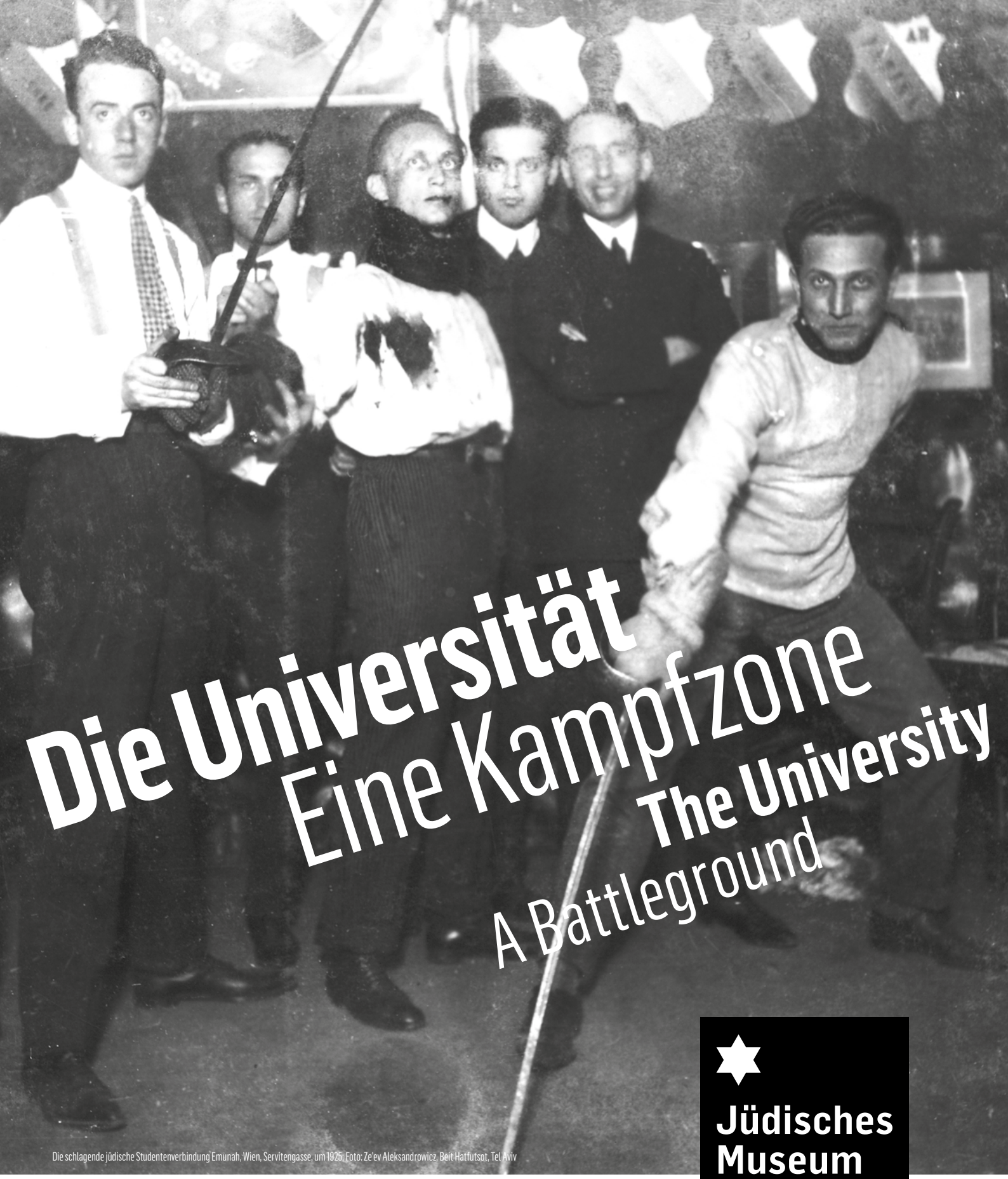
Die Führung der Kultusgemeinde hat schon vor einiger Zeit den Boykott einer großen österreichischen Tageszeitung beschlossen, deren Eigentümer ein Mitglied unserer Gemeinde ist. Dies tat sie – übrigens völlig eigenmächtig und ohne Befassung der entsprechenden Gremien der Kultusgemeinde – weil ihr die Israel-Berichterstattung nicht gefiel. So werden also zum Beispiel seitens der Kultusgemeinde seit geraumer Zeit keine Inserate in dieser Zeitung geschalten. In diesem Fall mischt sich also eine gehörige Portion Größenwahn mit fast lächerlicher Kleinlichkeit und politischer Verbohrtheit. Völlig grotesk ist dabei, dass sich niemand in der Kultusgemeinde einer sachlichen Auseinandersetzung mit der Redaktion dieser Zeitung stellt, sie aber dennoch bei jeder Gelegenheit in der Gemeinde anfeindet und ihr einen, wenn auch eher geringen, wirtschaftlichen Schaden zufügt.

Bei diversen offiziellen Feiern und Veranstaltungen der Republik Österreich oder der Stadt Wien wird die Kultusgemeinde routinemäßig um eine Einladungsliste gebeten. Ebenso routinemäßig finden sich auf dieser weitgehend immer nur die Funktionäre der Kultusgemeinde, diverse Rabbiner und Vereins-Vorsteher sowie Mitglieder und Anhänger der Partei des Präsidenten. Zunehmend wird von den Veranstaltern auch bei anderen jüdischen Gruppen und Personen um Einladungslisten nachgefragt, woraufhin ein unwürdiges Schauspiel beginnt: Die Kultusgemeinde beschwert sich, wieso auch andere Personen eingeladen werden und reklamiert sogar mitunter die Streichung bestimmter Personen, die bei der Kultusgemeinde-Führung scheinbar in Ungnade gefallen sind. Man kann sich vorstellen, welchen Eindruck diese Vorgangsweise bei den öffentlichen Stellen hinterlässt.

In der jüdischen Gemeinde haben einige Aktivisten die Vorzüge von E-Mails entdeckt. Mit diesen lassen sich vorzüglich aggressive Angriffe, Polemiken und Verleumdungen schnell und unbürokratisch an einen großen Verteiler aussenden. So werden jüdische und nichtjüdische Menschen, zumeist für Berichte oder Kommentare zu Israel, aufs Übelste attackiert. Da fallen dann Ausdrücke wie „selbsthassende Juden" oder „jüdische Antisemiten", man wirft ihnen Einseitigkeit und Dilettantismus vor, spricht davon, kotzen zu wollen und denunziert sie schlussendlich als „Mosser" – als jüdische Verräter. Dies wäre an und für sich schon mehr als übel genug, wäre da nicht die Tatsache, dass eine solche E-Mail dann zum Beispiel an die nichtjüdische Chefin eines jüdischen Journalisten sowie eine ganze Reihe anderer nichtjüdischer Journalisten-Kollegen ausgesandt wurde. So schnell werden jüdische Werte, die den Umgang von Juden miteinander bestimmen sollten, Schall und Rauch. Vergessen sind ganz gewöhnliche Tatbestände wie Verleumdung und Kreditschädigung.

Doch in dieser Dynamik gibt es noch ein großes Problem: Solche E-Mail-Attacken werden dann in Kopie für gewöhnlich auch noch an alle Honoratioren der jüdischen Gemeinde geschickt. Dazu zählen der Präsident und der Generalsekretär der Kultusgemeinde, der Oberrabbiner und weitere Rabbiner, der Präsident der B'nai B'rith und andere mehr. Dies wohl auch, um klarzustellen, dass dieser Angriff durchaus in Absprache oder zumindest mit billigender Duldung dieser Persönlichkeiten ausgeführt wird. Und das Erschütternde geschieht: Keine dieser Personen schreitet ein, ruft zur Mäßigung auf, fordert den Schreiber auf, seine Ergüsse wenigstens nur dem Betroffenen direkt zu schreiben, oder distanziert sich gar. Schon in den jüdischen Regeln über die üble Nachrede wird stets betont, dass sich auch der Zuhörende schuldig macht, egal ob der Inhalt der Mitteilung stimmt oder nicht und ob man seiner Meinung ist oder nicht.

Der Lateiner sagt: Qui tacet, consentire videtur – wer schweigt, scheint zuzustimmen. Diesen Vorwurf müssen sich die obgenannten Würdenträger unserer Gemeinde gefallen lassen. Es wäre ihre menschliche und moralische Pflicht, in diesen sich ständig wiederholenden Fällen einzuschreiten. Es sei gehofft, dass dies hinkünftig geschehe, um diesen aggressiven, hetzenden und spaltenden Tendenzen in unserer Gemeinde entgegenzutreten. *nu*



Die Universität
Eine Kampfzone
The University
A Battleground

Die schlagende jüdische Studentenverbindung Emunah, Wien, Servitengasse, um 1925; Foto: Ze'ev Aleksandrowicz, Beit Hatfutsot, Tel Aviv

Bis 28. März 2016

Jüdisches Museum Wien
Dorotheergasse

ein museum der wienholding

WIEN KULTUR

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH
KULTUR

Dorotheergasse 11, Wien 1 · So – Fr 10 – 18 Uhr · www.jmw.at

Suchbild auf Jiddisch …

The Joy of Chanukka durch mehr Lichter ins Dunkel. Finden Sie sechs Veränderungen.

VON MICHAELA SPIEGEL

1) KOPF MIT ZIGARRE
2) LICHTERHUND
3) MARIKA LICHTER
4) CHANUKKAKATZE OHNE LICHTER
5) LICHTERBRILLENGESICHT
6) LICHTERANGRIFF AUS DEM HINTERGRUND

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)

Vor 15 Jahren im **NU**

Warum wir wurden und wie wir waren

VON PETER MENASSE

Im November des Jahres 2000 stand die jüdische Gemeinde noch ganz unter dem Eindruck der ersten Regierung von ÖVP und FPÖ, die sich im Februar konstituiert hatte. Die USA und Österreich verhandelten über eine Rahmenvereinbarung zur Restitution, bei der es um nach 1938 geraubte Vermögenswerte ging. **NU** kritisierte in seiner Ausgabe 3 nicht nur die sich abzeichnende, allzu kleine Lösung, sondern auch die IKG, die sich verpokert und ihre Rolle als Verhandlungspartner verloren hatte.

In einem Kommentar meinte Eric Frey, dass durch Restitutionszahlungen das Unrecht nie aufgewogen werde, jedoch zumindest die große Kluft, die durch die Verbrechen entstanden war, überbrückt werden könne. Opfer erhielten ein Gefühl der Wiedergutmachung, und die Täter hätten mit einer Geste ein Stück der moralischen Last abgebaut. Während das in Deutschland früh erkannt worden sei, hinke Österreich nach. Die sich abzeichnende Lösung in Österreich sei unbefriedigend, meinte Frey, weil sie keine auch nur annähernd ausreichende Summe vorsehe, gleichzeitig der Betrag aber doch so hoch sei, dass die große Mehrheit ihn für ungerechtfertigt hielte.

NU
NEWS ÜBER UNS

Restitutionsverhandlung – Quo vadis?

Ein Pokerspiel

Im selben Heft findet sich ein wunderbares Interview, das Helene Maimann mit Altpräsident Paul Grosz zu eben diesem Thema geführt hatte. Er zog eine bittere Bilanz über die Bereitschaft der Österreicher, sich von ihrer Schuld zu befreien: „Es geht darum, dass die Täter die Schuld einbekennen, nicht weil sie gezwungen sind oder weil sie glauben, gezwungen zu sein, sondern weil sie es wollen. Das ist hier nicht geschehen. Und damit ist für mich die Gewissheit da, dass es wiederkommen kann. Davon bin ich überzeugt." Hoffen wir nur, dass sich diese Prophezeiung des imponierenden Paul Grosz nicht bewahrheitet.

Das restliche **NU** widmete sich mit viel Akribie der schlechten Finanzlage unserer Gemeinde, die Martin Engelberg zur Überschrift „Sanierungsfall IKG" veranlasste. Es gab auch eine ganze Menge an Leserbriefen, die meinten, **NU** möge nicht öffentlich Kritik üben, weil das den Feinden nütze. Ja, wir schreiben das Jahr 2000, und die Hysterie ist groß. „Ich empfinde Ihr Blatt als eine einzige Ansammlung von Gehässigkeiten und Anschuldigungen", schrieb da einer und bewies deutlich, dass auch unter Juden besorgte Kritik von manchen als Nestbeschmutzung empfunden wird.

Die zwanzig Seiten **NU** 3 werden dereinst ein Stück spannender Zeitgeschichte sein – die Leserbriefe inklusive. *nu*

Leserbriefe

Leserbriefe zu Ausgabe 61

Sehr geehrte Redaktion!

Wie immer ist NU phantastisch: Nirgends erfährt man mehr und ausgewogener über alles, was Politik und Kultur in jüdischer Hinsicht betrifft. Mein Exemplar geht immer weiter an einen lieben Freund aus USA, der als Opernfan viel nach Deutschland und Österreich reist. Sofort bestellte ich mir das Buch Im Schatten der Ringstraße und habe bereits auf dem Heimweg vom Buchladen meinem Mann in der Straßenbahn daraus vorgelesen! Unglaublich!!
In Klappentext fand ich den Hinweis auf Im Schatten der Mozartkugel, was auch sofort bestellt wird. Vieles war ja uns einigermaßen bekannt, aber so genau wussten wir es bisher noch nicht.
Ich freue mich schon auf die nächste Ausgabe!

Mit herzlichen Grüßen,

Beatrix Waldschütz-Tengg

Es ist mir immer ein besonderes Vergnügen, NU zu lesen, und es bringt so viele verschiedene bemerkenswerte Interviews.
.

Efraim Moskovics

Ihr Inserat im NU

Kontakt:
Sarah Marth
sarah.marth@nunu.at
Tel.: +43 (0)1 535 63 44

David Borochov
ist Student in Wien und schreibt neben verschiedensten anderen Tätigkeiten gelegentlich Texte für **NU**.

Julia Dudzinska
ist Studentin der Germanistik und Shiatsu-Praktikerin, daneben in der freien Tanzszene aktiv.

Martin Engelberg
Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist Autor einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*.

Eric Frey
ist Chef vom Dienst bei der Wiener Tageszeitung *Der Standard*, Österreich-Korrespondent der Londoner Wirtschaftszeitung *Financial Times* und der Londoner Wirtschaftszeitung *The Economist* sowie Buchautor.

Johannes Gerloff
hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.

Hans Hochstöger
ist Porträt- und Reportagefotograf und arbeitet für internationale Magazine zwischen Wien und Istanbul.

Roberto Kalmar
wurde in Montevideo geboren und lebt seit 1973 in Österreich. Sportwissenschaftler, im BM für Landesverteidigung beschäftigt. Studiert derzeit Lateinamerikanistik.

Eva Konzett
Journalistin mit Hang zu Osteuropa, Redakteurin beim *Wirtschaftsblatt*, twittert für das **NU**.

Charles Lewinsky
ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.
Ruth Lewinsky
begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte 2011 ihren ersten Gedichtband.

Samuel Mago
Der Linguistik-Student ist in Budapest geboren und hat jüdische und Roma-Wurzeln.
Er ist freier Journalist und engagiert sich als Roma-Aktivist im Verein Romano Centro.

Milagros Martínez-Flener
wurde in Lima geboren, wo sie Geschichte studierte. 1991 kam sie nach Wien und schloss ihr Doktoratsstudium in Geschichte hier ab. Auch den Lehrgang für Pressefotografie absolvierte sie in Wien.

Agnes Meisinger
ist Historikerin in Wien. Sie ist Projektmitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Sportgeschichte, Cold War Studies und Frauen- und Geschlechtergeschichte des 20. Jahrhunderts.

Peter Menasse
Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater in Wien und im Burgenland.

Rainer Nowak
Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter.

Martin Rummel
Der Cellist ist international als Solist und Kammermusiker tätig. Als leidenschaftlicher Musikvermittler ist er Eigentümer und Mastermind von „paladino media".

Ida Salamon
Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring und Veranstaltungsmanagement tätig.

Katja Sindemann
ist Journalistin, Regisseurin von TV-Dokus und Autorin mehrerer Bücher. Die Historikerin und Religionswissenschaftlerin leitet die Agentur Vienna Media Office.

Petra Stuiber
studierte Kommunikations- und Theaterwissenschaften und ist Chefin vom Dienst bei der Tageszeitung *Der Standard*.

Danielle Spera
Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.

Anatol Vitouch
ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE".

Michaela Spiegel
Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.

Peter Weinberger
war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.

XING, das Magazin zu Politik, Kultur & Gesellschaft

XING 31 :: Urban Imagineering. Neue Narrative zur Stadt.
mit Texten von *Julya Rabinowich, Florian Neuner, Richard Sennett, Neil Brenner, Michael Amon* ...

XING 29 :: „Bear Stearns is fine." Zukunft des Wirtschaftsjournalismus.
mit Texten von *Lionel Barber, Robert H. Giles & Barry Sussman, Simon Rogers* ...

Jetzt NU-Vorteil genießen ::
bestellen & Versandkosten sparen!

Stöbern und entdecken auf ::
XING-MAGAZIN.AT

Über Affen, Schweine und Ratten

Rainer Nowak und Peter Menasse dajgezzen im Club Gutruf über berühmte Gäste des Promi-Treffs der 1970er Jahre und über die Bedeutung chinesischer Sternzeichen.

Nowak: Ich habe endlich wieder einmal eine Exklusivgeschichte recherchiert. Ich habe herausgefunden, dass du deine Studentenzeit hier im Club Gutruf zugebracht hast. Das erklärt natürlich einiges.

Menasse: Wenn die *Presse* immer solche Exklusivgeschichten bringt, dann gute Nacht. Das weiß in Wien jeder außer dir. Ich habe doch hier jahrelang menschliche Höhen und Abgründe studieren können. Udo Proksch begrüßte mich jovial mit „Servus Bua", und Helmut Qualtinger machte am Festnetztelefon Practical Jokes oder besser Schabernack.

Nowak: Das war sicher ein Viertelanschluss, oder? Ich kann da leider nicht mithalten, zu der Zeit war ich noch nicht einmal in Planung und in meiner Uni-Zeit bevorzugte ich andere Klubs.

Menasse: Dich hat wirklich jemand geplant? Aber im Ernst: Qualtinger hat einmal hier beim ORF angerufen und Rudi Klausnitzer verlangt. Der war gerade einen Tag lang der Assistent von Gerd Bacher und hat sich überhaupt noch nicht ausgekannt. Quasi gab sich als ARD-Redakteur aus, der am Flughafen auf das vereinbarte Kamerateam wartet und gab sich empört über die „schlappen Ösis". Die Reaktion von Klausnitzer war leider nicht zu sehen oder zu hören, aber es muss schrecklich für ihn gewesen sein.

Nowak: Interessant. Bei dieser Episode waren offenbar außer dir noch 700 Leute im Gutruf, so oft habe ich sie von angeblichen Zeitzeugen schon gehört. Aber ich kann auch angeben: Ich war vergangene Woche mit Alice Schwarzer auf ein Glas Wein im Gutruf, um ihr das böse alte Macho-Wien zu zeigen.

Menasse: Stimmt. Der legendäre Wirt Rudi Wein hat nur ausgewählte Frauen ins Lokal gelassen. Das Gutruf war damals nahezu so frauenfeindlich wie die oberösterreichische Regierung heute.

Nowak: Irgendwie muss der Josef Pühringer samt seiner Regionalliga doch in die Medien. Übrigens hatte die oberösterreichische SPÖ mit dem Abschuss von Sonja Ablinger den Anfang gemacht. Vielleicht sollten wir weibliche und männliche Bundesländer andenken, die streng nach Männern und Frauen getrennt sind und wie das jüdische Williamsburg funktionieren.

Menasse: Die oberösterreichische SPÖ hat ja eine kräftige Watschen bekommen. Jetzt sind einige dort bemüht, die Schuld just bei jener Ablinger zu suchen, die sie vorher niedergemacht haben. In dieser Partei wird es zunehmend wichtig, Kadavergehorsam zu üben. Sie nehmen das mit dem Kadaver dabei sehr wörtlich.

Nowak: Damit wir auch Asche auf unser Haupt streuen: Wir zwei sind auch Männer. Es fehlt die dajgezzende Frau. Aber das ist nicht unsere Schuld. Unsere **NU**-Kolleginnen machen sich eben nicht so gerne zum Affen.

Menasse: Affen sind doch ohnehin sehr sympathisch. Ich bin im chinesischen Sternzeichen allerdings ein Schwein, ein genügsames und freundliches Tier. Was im Umkehrschluss heißt, dass du kein Schwein sein kannst.

Nowak: Schwein steht für Cholesterin. Ich hingegen bin im Sternzeichen der Ratte geboren. Wendig, schnell und Überlebenskünstler.

Menasse: Apropos – reden wir über Werner Faymann. Er hält inzwischen unangefochten den Rekord in arg verlorenen Wahlen, ist aber Europameister im Überstehen von Personaldiskussionen. Wie macht das der Faymann?

Nowak: Vielleicht sollten Journalisten und besorgte politische Beobachter einfach die Strategie ändern und sich nicht in Personaldiskussionen ergehen, sondern eine paradoxe Intervention starten. „Wir brauchen Werner Faymann, wir wollen Werner Faymann, er ist ein guter Kanzler."

Menasse: Mit einem Wort, du willst den Mann vernichten. So was wäre genauso tödlich, wie wenn man jemanden zum Nachfolger ausruft. Der hat dann auch keine Chance mehr. Aber zu etwas ganz anderem. Die *Presse* vergibt ständig Preise für besondere Österreicher – wann komme ich endlich dran? Ich zeige doch hohes soziales Engagement, indem ich mich oft mit dir zusammensetze.

Nowak: Ich denke, du bist aufgrund deines hohen Alters eher ein Kandidat für unsere beliebte Kategorie „Kulturerbe Österreichs".

Menasse: Da kann ich ja noch von Glück reden, dass du mich nicht gleich bei den Todesanzeigen verortest. Obwohl es schon interessant wäre, den eigenen Nachruf noch zu Lebzeiten lesen zu können, um ihn zu korrigieren und zu verschönern.

Nowak: Du hast gerade ein neues Geschäftsmodell erfunden. Wir übernehmen gegen Bezahlung selbst verfasste Nachrufe und drucken sie im Todesfall ab.

Menasse: So habe ich mir einen Herausgeber einer Zeitung immer vorgestellt. Nur auf Geschäftsmodelle aus.

Nowak: Kein Neid, lieber **NU**-Kollege. Das wird schon noch.

* Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Die älteste Tageszeitung der Welt ist jünger als je zuvor.

Sie mag mehr als 300 Jahre alt sein, aber dennoch steht die Wiener Zeitung für eine völlig neue Zeitungsgeneration. Denn ein in Österreich einmaliges ressortübergreifendes Redaktionskonzept in Verbindung mit einer der jüngsten Redaktionen machen die älteste Tageszeitung der Welt zugleich zu einer der jüngsten und innovativsten des Landes. Überzeugen Sie sich selbst. Testen Sie die Wiener Zeitung jetzt 4 Wochen gratis.

www.wienerzeitung.at/abo

WIENER ZEITUNG

Zusammenhänge verstehen